



# Information

## Porträt

- 4 Mit Selbstbewusstsein und Gottvertrauen

## Indien

- 6 Partnerschaft im Blick  
8 Und wieder bebte die Erde  
10 Kein Land, keine Adivasi

## Nepal

- 11 Impulse für die Zukunft

## Sambia

- 13 Konsequenter gegen Hunger und Armut  
14 »Zu viele Menschen sterben heute in Sambia«

## Deutschland

- 16 Dialog steht im Mittelpunkt  
18 Warum hat die Kirche einen Turm?  
21 Gemeinden sind gefragt  
24 Die Angst kehrt zurück  
26 Fordern und Fördern mit »Hartz IV«

## Rubriken

- 2 Editorial  
3 Andacht  
29 Kurznachrichten  
31 Impressum  
32 Projekt



## Liebe Leserinnen, liebe Leser,



ich hoffe, Sie haben die Urlaubs- und Sommerzeit gut verlebt und kräftig Licht und Wärme aufgeladet! Jetzt hat die zweite Jahreshälfte begonnen – kaum zu fassen, sind doch die Eindrücke aus dem Frühsommer noch so lebendig.

So stand im Mai die dritte Runde der Partnerschaftskonsultation von Gossner Kirche und Gossner Mission in Lippe an, und dazu kamen vier Gäste unserer indischen Partnerkirche nach Deutschland, die über die Konsultation hinaus noch andere Begegnungen suchten. Und so waren sie in Gemeinden von Lippe bis Berlin, von der Uckermark bis nach Oberschlesien zu Gast, sie knüpften Kontakte, vertieften Partnerschaften, regten viele Diskussionen an – und nahmen sicher auch selbst tiefe Eindrücke und neue Einsichten mit nach Hause. Ein weiterer Höhepunkt im Mai war der Deutsche Evangelische Kirchentag in Hannover, bei dem sich auch die Gossner Mission präsentierte.

Spannend bleibt die Arbeit in unseren Partnerländern. In Sambia sind im Sommer die drei neuen Mitarbeiter der Gossner Mission angekommen, in Nepal ist weiter vieles im Umbruch. Und in Indien? Da hat uns das erneute Erdbeben am 24. Juli in der Andamanen-Nikobaren-Region gezeigt, wie unverzichtbar unsere Tsunamihilfe für die Menschen dort ist. Um noch mal deutlich zu machen, mit welchem Engagement unsere Spender sich in den vergangenen Monaten an der Hilfs- und Wiederaufbau-Aktion beteiligt haben, zeigt unser Spendenbarometer dieses Mal zwei Zahlen: die Gesamtsumme der Spenden sowie die Spenden für die Tsunami-Aktion bis zum 31. Juli.

Es grüßt Sie ganz herzlich Ihre

**Jutta Klimmt**  
und das Team der Gossner Mission



Spenden bis 31.07.2005:	195.270,70 EUR
Davon Spenden für Tsunami-Aktion:	78.955,96 EUR
Spendenansatz für 2005:	300.000,00 EUR

Titelbild: Die Menschen in Nepal hoffen auf Frieden (Seite 11). Foto: Jutta Klimmt

# Wie bringen wir das Evangelium unter die Leute?

Auf diese Frage kann man natürlich antworten: Aber wir bringen das Evangelium doch schon reichlich unter die Leute. In vielen Predigten, Andachten, Sonntagsreden kommt das Wort »Evangelium« vor. Viel ist die Rede von der frohen, frohmachenden Botschaft von Jesus Christus. An vielen Orten kann man den Aufkleber lesen »Jesus liebt dich«. Also die Rede vom Evangelium ist ja schon fast inflationär. Erzeugt vielleicht bei manchen schon Überdruß?

Jedenfalls erzeugt sie eines: Langeweile. Erregt wenig Aufmerksamkeit, erreicht viele Menschen nicht mehr.

Es ist ganz offensichtlich: Es gelingt uns mit unserem Reden sehr unvollkommen, »das Evangelium unter die Leute zu bringen«. Ich denke, das liegt einmal daran, dass unser Reden oft nicht authentisch ist, dass unser Reden und unser Tun, unser Verhalten oft nicht zusammenpassen ... Und dafür haben die Menschen ein sehr feines Gespür.

Und zum anderen liegt es daran, dass es nicht nur auf das Reden ankommt. In einem Artikel in »Christ in der Gegenwart« habe ich folgenden Ausspruch des katholischen Bischofs Franz Kamphaus gefunden: »Als Glaubende haben wir uns vorrangig um eines zu bemühen: Dem Evangelium unser Gesicht zu geben.«

Wie gibt man dem Evangelium ein Gesicht? Ich will zunächst

grundsätzlicher fragen: Was ist das Evangelium? Mit »Evangelium« bezeichnen wir die frohmachende, befreiende Botschaft von Jesus Christus.

Was war Jesu Botschaft? Ich denke, die Botschaft des historischen Jesus war die Gleichrangigkeit aller Menschen und der geschwisterliche Umgang unter uns Menschen.

Entsprechen wir in unseren Gemeinden, in unseren kirchlichen Strukturen dieser Botschaft? Ich denke, da haben wir alle aufgrund unserer Erfahrungen unsere eigenen Antworten. Und es wird uns wohl bewusst, dass wir in unserem Christsein Jesu Botschaft oft nicht entsprechen.

Zurück zur Frage: Wie gibt man der christlichen Botschaft ein Gesicht? Auf diese Frage gibt es keine Antwort in Form eines Rezepts oder einer Regel. Der Frage kann man wohl nur näher kommen, indem man sich an Menschen erinnert, die dem Evangelium ihr Gesicht gaben. Es ist hier leider nicht der Platz, Beispiele zu erzählen. Aber ich erinnere an viele unserer Gäste aus Indien, Nepal und Sambia, bei denen man oft erleben konnte, wie sie dem Evangelium durch ihr Verhalten Ausdruck gaben. Und ihre Biografie ermöglichte es ihnen, authentisch zu reden, authentisch das Evangelium zu verkünden. Ein Gedanke, den die Menschen, die die Botschaft Jesu Christi



ausstrahlen, nahe legen: Wer so dem Evangelium sein Gesicht gibt, der wird merken, wie sich dabei sein Leben in guter Weise verändert. Insofern will ich an das Zitat des Limburger Bischofs Kamphaus erinnern – und gleichzeitig eine kleine Korrektur anbringen: Ich würde nicht sagen »Als Glaubende haben wir uns ... zu bemühen ...« Sondern ich möchte sagen: Als Glaubende sind wir eingeladen, dem Evangelium unser Gesicht zu geben.

Heinz Friedrich,  
Kurator der  
Gossner Mission

# Mit Selbstbewusstsein und Gottvertrauen

Jona Dohrmann: Aus der kühlen Kanzlei ins heiße Indien

Dass es ihn mal zurück nach Indien ziehen würde, das hätte eigentlich jedem klar sein können. Der Großvater mütterlicherseits Bischof der anglikanischen Kirche in Indien (»ein sehr beeindruckender Mensch«), der Vater Pfarrer und deutscher Entwicklungshelfer; er selbst bis zu seinem fünften Lebensjahr in Indien aufgewachsen und dem Land emotional tief verbunden. »Die Wurzeln waren einfach zu stark«, glaubt Jona Aravind Dohrmann. Vor einem Jahr gab er seine Arbeit in einer Frankfurter Rechtsanwaltspraxis auf und siedelte mit der Familie nach Nagpur über: als leitender Berater des Projekts »Ecumenical Sangam«.

Nagpur, das bedeutet: heißeste Stadt Indiens, zweieinhalb Millionen Einwohner, oft Wasserknappheit und noch öfter Stromausfall. Hat er seinen Schritt bereut? »Keinen Augenblick!«, sagt Jona Dohrmann energisch.

Umgewöhnen war allerdings angesagt. Auch für seine Frau, die zum Zeitpunkt der Übersiedelung gerade das zweite Kind zur Welt gebracht hatte, und für den damals gut zweijährigen Sohn Vincent. »Aber mit ihm lief das völlig unkompliziert. Mittlerweile geht er morgens vor die Tür, spielt mit seinen Freunden auf dem Hof, und wir sehen ihn erst wieder, wenn der Hunger ihn nach Hause treibt.« Einen Wermutstropfen gebe es allerdings schon, lächelt der 33-Jährige amüsiert: Vincent lernt bei seinen indischen Spielkameraden Cricket statt Fußball! »Das muss sich noch ändern ...«

Dass dem Kleinen draußen etwas zustoßen könnte, dass er bei seinen Freunden Leitungswasser trinken und sich eine Krankheit einhandeln könnte, das macht Jona Dohrmann keine Sorgen: »Ich habe das als Kind

auch überstanden. Und: Ich habe viel Gottvertrauen.«

Gottvertrauen, Erfahrung und gesundes Selbstbewusstsein: Das hilft dem Juristen auch bei seiner neuen Aufgabe weiter. Das Projekt »Ecumenical Sangam«, dessen Vorgänger ursprünglich aus einer Initiative der nordindischen Kirche erwuchs, kennt er noch aus seiner Kindheit. Ende der 60er Jahre schickte das kirchliche Krankenhaus in Nagpur Ärzte in die umliegenden Dörfer aus, um medizinische Hilfe anzubieten. Aber das Interesse der Menschen war weniger groß als angenommen. Sie hatten drängendere Probleme: kein Haus, kein Wasser, keine Arbeit ...

**Vater Rudolf hielt den Kontakt über Jahrzehnte**

Ein deutscher Entwicklungshelfer sollte damals neue Konzepte erstellen: Vater Rudolf Dohrmann, der mit seiner indischen Frau Rita von 1971 bis '77 in Nagpur arbeitete. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland übernahm Dohrmann senior eine Pfarrstelle in Hessen,

doch die Liebe zu Indien blieb wach: Gemeinsam mit seiner Kirchengemeinde unterstützte er das Projekt in Nagpur weiter, gründete 1996 dann den Verein »Deutsch-Indische Zusammenarbeit« (DIZ), um der Partnerschaft eine sichere Basis zu geben und den Dialog mit »Ecumenical Sangam« zu vertiefen. Hinzu kam die Organisation von regelmäßigen work-camps, bei denen junge Europäer mithelfen, verschiedene Probleme in und um Nagpur anzupacken.

So blieb auch Sohn Jona immer mit dem Projekt in Berührung. Irgendwann während des Jura-Studiums stand dann für ihn fest: »Ich will wieder in Indien leben und arbeiten.« Und nach wenigen Jahren bot sich ihm die Chance: »Ecumenical Sangam«, das längst vom Krankenhaus unabhängig ist, suchte einen Projektleiter, der sich in der Region auskennt, der die Mitarbeiter schulen kann, der frischen Wind in die Arbeit bringt. Eine ideale Aufgabe für Jona Dohrmann. Freilich mussten noch verschiedene Hürden aus dem Weg geräumt werden ... Denn so einfach ist es nicht,

Freunde, Heimat, Anwaltspraxis hinter sich zu lassen und mit Frau und Kindern in die Ferne zu gehen. Auch die Frage der Finanzierung musste geklärt werden. Heute hat Dohrmann einen Vertrag bei der Gossner Mission, die nötigen Mittel stellen Evangelischer Entwicklungsdienst und DIZ zur Verfügung.

### Zum Projekt gehören Schulen und Krankenhaus

»In dem einen Jahr in Indien habe ich vieles angepackt, mancher meint auch: zu vieles«, lächelt Dohrmann, dessen Tatendrang trotzdem ungebremst ist. Sein Ziel ist, »Ecumenical Sangam« mit anderen Projekten besser zu vernetzen, die Mitarbeiter zu stärken, den Vorstand mehr in die Planung einzubeziehen und die Eigenfinanzierung sicher zu stellen.

Zurzeit unterhält »Ecumenical Sangam« ein Basiszentrum in einem Dorf etwa 35 Kilometer südlich von Nagpur. Dazu zählen ein kleines Krankenhaus, eine Näh- und Elektrikerschule, ein Kindergarten und eine Modell-Farm. Seit dem Frühjahr gehört zum rund 15-köpfigen Mitarbeiter-Team auch wieder eine Ärztin, die in den Dörfern Sprechstunden anbietet, vor allem aber Erste-Hilfe- und Vorsorgekurse. So sollen vor Ort Gesundheits- und Sozialhelfer/innen ausgebildet werden, die Krankheiten erkennen, leichte Fälle behandeln und schwere weiter vermitteln.

»Im medizinischen Bereich ist ein wichtiger Schritt geschafft, aber leider fehlen uns weitere Experten, um die Handwerker- oder Landwirtschafts-ausbildung



**Beim Kirchentag in Hannover begrüßt Jona Dohrmann (rechts) den stellvertretenden Moderator der indischen Gossner Kirche, Bischof Nelson Lakra.**

zu verbessern.« Gute Fachleute, das hat der 33-jährige schnell erkennen müssen, zieht es in die Städte, nicht in die Provinz. »Wenn man bedenkt, dass wir in den Dörfern neun bis zwölf Stunden täglich keinen Strom haben – bei dieser Hitze –, dann kann man diese Tendenz verstehen.« Dohrmanns Ziel: die Lebensqualität in »seinen« Dörfern und im Basiszentrum verbessern, um mehr qualifizierte Mitarbeiter zu finden.

Zum Projekt gehört neuerdings auch ein Gästehaus mit Seminarräumen in Nagpur, von der DIZ und weiteren Spendern über zwölf Jahre hinweg finanziert, das nun selbst Gelder erwirtschaften soll, damit »Ecu-

menical Sangam« irgendwann auf eigenen Füßen steht und nicht mehr auf Spenden angewiesen ist.

»Es bleibt also noch einiges zu tun«, sagt Jona Dohrmann, und man sieht ihm an: Er freut sich darauf.

 Weitere Infos: [www.diz-ev.de](http://www.diz-ev.de)

Jutta Klimmt,  
Öffentlichkeitsreferentin

# Partnerschaft im Blick

## Gemeinsam Schritte der Veränderung gehen

»Die Beziehung zur Gossner Mission wird von vielen Menschen in der Gossner Kirche noch immer als die von Kindern zu ihren Eltern empfunden. Aber dieses Bild trifft nicht die Wirklichkeit unserer Beziehung. Partnerschaft ist mehr eine »Wahlverwandtschaft« und muss sich immer wieder neu erweisen in gemeinsamen Interessen, Anliegen und Aufgaben«, beschreibt Dr. Bage die Herausforderung der Zukunft. Eine Herausforderung, der sich jüngst drei Partnerschaftskonsultationen von Gossner Kirche und Gossner Mission annahmen.

Die dritte Konsultation fand im Mai im lippischen Stapelage statt. Dabei wurde eine Resolution erarbeitet, die nach Bestätigung durch die Leitungsgremien von Gossner Kirche und Gossner Mission das Zukunftsprogramm unserer Partnerschaft werden soll.

Wichtig für eine Partnerschaft sind u. a. der Respekt und die Achtung der Würde und Eigenständigkeit des Partners. Die indische Gossner Kirche ist seit 1919 unabhängig und trägt selbstständig die Verantwortung für das geistliche Leben der Kirche und die Finanzierung ihrer Programme. 50 Jahre nach der Unabhängigkeit gab es schon einmal einen Reflexionsprozess, in dem diese Eigenständigkeit und die Nicht-Einmischung von deutscher Seite bekräftigt wurden.

Doch viele Menschen bei uns in Deutschland wollen als Freundinnen und Freunde teilhaben an den Sorgen und Problemen, an den Hoffnungen und Freuden im Leben der Gossner Kirche.

Denn als Partner beteiligen wir uns am Schicksal und Ergehen des anderen. Und mit der Unterstützung von Projekten und Anliegen lassen wir uns ein auf seine Situation. Ebenso lässt uns die wachsende Armut und

Ungerechtigkeit in Indien nicht gleichgültig. Daneben ist es auch die gestiegene Zahl von Besuchen, Begegnungs- und Studienreisen, die uns menschlich näher gebracht und Freundschaft und Anteilnahme bestärkt hat.

Diese Einsichten waren die Ausgangslage für unsere Konsultation. Wenn sich eine Partnerschaft zu mehr Beteiligung hin entwickelt, dann muss das auch miteinander bedacht werden, und man tut gut daran, die Anliegen und Schwerpunkte in dieser Partnerschaft mindestens für einen absehbaren Zeitraum miteinander festzulegen.

### Herausforderungen für die Zukunft formuliert

»Angesichts von Strukturen, die arm machen und Ungerechtigkeit erzeugen, will Partnerschaft zu mehr Gleichheit und Gerechtigkeit im globalen Austausch beitragen und ermutigen, machbare Schritte der Veränderung zu gehen ... Sie wird ihren Schwerpunkt in Programmen von »non formal education« haben, in Programmen also, in denen Menschen ein Bewusstsein ihrer Lage entwickeln, sie lernen die einschränkenden Bedingun-

gen und zugleich auch die Kraft der Gemeinschaft zu ihrer Überwindung erkennen«, beschreibt Dr. Bage von der Gossner Kirche die Herausforderungen für Partnerschaft in unserer von Globalisierung bestimmten Zeit.

Für ihn schließt diese Schwerpunktsetzung auch ein, dass die Programme und Vorhaben in der Partnerschaft sehr konkret sein müssen, also wirklich in die Welt- und Lebensverhältnisse der Menschen eingreifen, und damit bekommen das normale Alltagsleben und die Laien in den Gemeinden eine neue Bedeutung.

In der Situation der Adivasi in Indien ist erkennbar, dass ihre Lebensrechte dramatisch eingeschränkt sind. Ausländische Investitionen und Industrialisierung haben zugenommen, amerikanische und deutsche Firmen sind mit der Erkundung von Rohstoffen und dem Erschließen neuer Standorte beauftragt. Schon jetzt ist erkennbar, dass das Kulturland nicht mehr ausreicht, um die traditionellen Siedler zu ernähren, und der Klimawechsel und Wassermangel schränkt die Fruchtbarkeit und die Erträge der Felder weiter ein. Als Volksgruppe müssen die Adivasi neue Lebens-



### **Auf gleicher Augenhöhe: So sieht Partnerschaft heute aus.**

ven von Jugendlichen und Frauen sowie die Unterstützung der Pracharak in ihrer solidarischen Beteiligung am Leben in den Dörfern.

Große, neue Projekte sind für uns gemeinsam erwachsen durch die beeindruckende Eigenverantwortung der früher oft vergessenen Gemeinden auf den Andamanen und Nikobaren nach dem Tsunami. Das gilt auch für die Menschen und Gemeinden am Koel-Karo, die trotz zwanzigjährigem Widerstand weiter bedroht sind durch einen geplanten Megastaudamm.

Für alle Beteiligten der Konsultationen war erfahrbar, dass es gut war, alle Belastungen und Probleme nüchtern miteinander zu teilen, aber zugleich auch unerschrocken die notwendigen Aufgaben für die Zukunft zu beschreiben. Vieles davon muss noch zu konkreten Aktionsplänen umgearbeitet werden. Vieles wird wohl auch noch zu Unsicherheiten und Belastungen in der Partnerschaft führen. Was wir aber in der Konsultation verspürt haben, ist der Geist der tiefen Freundschaft und Verbundenheit und die Kraft der gemeinsamen Verantwortung in der Mission, die uns als Partner miteinander aufgetragen ist.

strategien entwickeln und sich bewusster und mit eigenen Plänen diesem Trend entgegenstellen.

Kirche und Mission können dabei nicht abseits stehen. Die Menschen fragen und suchen nach Hoffnung und Ermutigung, die auch im Leben trägt. Im Prozess der Konsultationen ist deutlich geworden, dass die Kirche herausgefordert ist, Beratung, Begleitung und Spiritualität in diesen Prozess einzubringen. Das bedeutet, eigene, qualifizierte Fachabteilungen zu schaffen und zugleich die Bereitschaft zu entwickeln, mit zivilgesellschaftlichen und

Entwicklungsorganisationen und -initiativen zusammen zu arbeiten.

All diese Herausforderungen sind in der letzten Konsultation bedacht und in ein Programm für die Zukunft der Partnerschaft in der Mission eingearbeitet worden.

Aus dem umfangreichen Aktionsplan sei hier beispielhaft genannt: die Förderung der Versöhnung und der Einheit der Christen in diesem Dienst, die bessere, auch professionellere, Zurüstung der kirchlichen Mitarbeiter für gesellschaftliche und entwicklungsbezogene Dienste, die Stärkung von Selbstinitiati-

**Bernd Krause,  
Asienreferent**

# Und wieder bebte die Erde

## Andamanen/Nikobaren: Neuen Mut geschöpft

»Es regnet auf den Inseln«, sagt Mr. Naik am Telefon, »wie es sich auf dem indischen Festland kein Mensch vorstellen kann.« Wer den Monsun in Indien kennt, weiß, was das bedeutet. Das Wasser spült vieles von der Hinterlassenschaft des Tsunami weg, erschwert aber auch die Aufbauarbeit auf den Andamanen und Nikobaren. Trotzdem: Die Menschen gehen mit neuem Selbstbewusstsein in die Zukunft.

In Indien wütet der Monsun – heftiger und gewaltiger als in den vergangenen Jahren. Zeitungsmeldungen sprechen von Hunderten Toten. Und wie sieht es auf der Inselgruppe der Andamanen und Nikobaren aus, die ja noch immer unter den Folgen des Tsunami leiden?

Straßen sind auf diese Weise unpassierbar geworden und damit die Bewohner von weiteren Hilfsgütern abgeschnitten«, erläutert Mr. Naik, der Koordinator unserer Wiederaufbaumaßnahmen auf den Inseln.

Unserem kompetenten Helfer-Team dort ist es zu verdan-

Regionen bewerkstelligt werden und die Verteilung vor Ort fortgesetzt werden konnte. Es ist zu hoffen, dass all die Menschen, die ihre Unterkunft durch den Tsunami verloren hatten, bei diesem Regen einen wetterfesten Unterschlupf gefunden haben.

Weitgehend laufen nun die langfristigen Wiederaufbaumaßnahmen auf der Inselgruppe an, und auch in unserem Programm sind Teile einer Modellsiedlung in Angriff genommen worden. Allerdings wurden natürlich schon längst die Dachplatten an viele Privatpersonen verteilt, so dass deren Empfänger mit eigenen Mitteln oder den Resten ihrer eigenen Häuser sich einen trockenen Platz schaffen konnten.

Aufgerüttelt wurden natürlich alle durch das starke Erdbeben am 24. Juli in der Insel-Region. Als die Nachricht davon durch die Presse ging, wurden auch im fernen Deutschland Befürchtungen und schlimme Erinnerungen wach. Doch gab es diesmal keine nennenswerten Schäden. »Macht euch keine Sorgen, die Menschen hier sind dabei, sich an die Gefahr zu gewöhnen, und sie lernen, damit zu leben«, konnte uns Mr. Naik in unserem Telefonge-



**Die Trauer um die Opfer wird die Menschen auf der Inselgruppe noch lange begleiten. Viele gehen aber auch mit gestärktem Selbstbewusstsein aus der Tsunami-Katastrophe hervor.**

»Der Regen hat die oft noch sehr notdürftigen Reparaturen und Ausbesserungen von Straßen und Dämmen wieder zu nichte gemacht. Weite Teile der

ken, dass vor Einsetzen des Regens noch der Transport zahlreicher Container mit Nahrungsmitteln und Gebrauchsgütern in die verschiedenen

sprach beruhigen. »Aber zur Gefahrenabwehr brauchen sie weiterhin Unterstützung aus Deutschland ...«

Denn schließlich lässt sich die Sorge, dass sich ähnliche Katastrophen wie die des vergangenen Jahres wiederholen könnten, nicht kleinreden. Deshalb wird nach dem Ende des Monsuns mit dem Bau der dreizehn geplanten Erdbeben- und Tsunami-Schutzgebäude begonnen, die den Menschen sichere Schutzräume bieten sollen. Die Finanzierung dieser Gebäude, die wegen des langen Schiffs- transports doppelt so teuer wie auf dem indischen Festland sind, wird von unseren Spendern, aber auch von anderen Hilfsorganisationen getragen (wir berichteten bereits). So ist es uns gelungen, jeden Spenden-Euro, den wir erhalten haben, in seiner Wirkung zu vervielfältigen.


Damit diese Gebäude aber nicht nur im Katastrophenfall benutzt werden, sollen in ihnen Bildungs- und Gemeinwesenveranstaltungen organisiert werden, die den Menschen helfen, gemeinschaftlich ihre Lebenssituation zu verbessern. Trainingszentren, Berufsausbildung, Dorfprojekte – all das soll zukünftig in diesen Gebäuden stattfinden. Insbesondere ist dabei an die Jugendlichen gedacht, die auf den abgelegenen Inseln nur eingeschränkte Arbeits- und Lebensbedingungen vorfinden.

Neben der Realisierung dieser ehrgeizigen Pläne erkunden wir im Moment die Möglichkeit, einen Basis-Gesundheitsdienst zu fördern, den es bislang auf vielen der Inseln nicht gibt.

Eines steht heute fest: Die Menschen auf den Andamanen

und Nikobaren haben in den Monaten seit der Tsunami-Katastrophe ein neues Selbstbewusstsein entwickelt. Entstanden und gewachsen ist es durch die Solidarität in den einzelnen Gemeinden der Gossner Kirche in dieser schweren Zeit. Nun sehen sich Gossner Kirche und Gossner Mission in der Verantwortung, dieses Selbstbewusstsein und die gestärkte Eigeninitiative der Menschen weiterhin zu fördern und zu unterstützen.

Mit dem Bau der geplanten Ausbildungs- und Gemeinschaftszentren ist der erste Schritt getan.

 Spenden für die Andamanen/Nikobaren: Gossner Mission, EDG Kiel (Filiale Berlin), BLZ 100 602 37, Konto 139 300, Kennwort Flutopfer Indien.

Bernd Krause,  
Asienreferent

## Tsunami-Spendenaktion: Wir sagen Danke!

Dass unser Spenden-Aufruf so viele Menschen erreichen würde, das konnten wir im Dezember 2004 wahrlich nicht ahnen! 86.130,26 Euro sind bis zum 31.7.2005 insgesamt für die Tsunami-Opfer auf den Andamanen und Nikobaren bei uns eingegangen. So möchten wir ein weiteres Mal an dieser Stelle – auch im Namen unserer indischen Partnerkirche – allen Spendern Danke sagen!

Viele Aktionen wurden gestartet, viele Kollekten gesammelt. Wir können leider längst nicht alle erwähnen. Stellvertretend sollen aber zwei Beispiele zeigen, wie vielfältig die Hilfe ist.

Sowohl das jüngste Erdbeben als auch der Monsun haben erneut Auswirkungen auf die Trinkwasserversorgung auf den Andamanen/Nikobaren. Durch das Erdbeben haben sich Verwerfungen und Spalten aufgetan, durch die das verschmutzte Regenwasser auch Reste der Seewasserablagerungen in die Trinkwasserschichten hineinspült. Damit ist auf lange Sicht die Wasserqualität beeinträchtigt. Wir sind dankbar, dass uns nun eine Firma aus Berlin das Angebot gemacht hat, eine Trinkwasseraufbereitungsanlage kostenlos der

Inselgruppe zur Verfügung zu stellen. Für die Menschen auf den Inseln bedeutet dieses Angebot, dass die Wasserqualität spürbar verbessert wird und damit das Gesundheitsrisiko sinkt.



**Spiele und Infos über Indien und die Andamanen/Nikobaren standen im Mittelpunkt des Kita-Festes.**

Ein Sprung nach Peitz bei Cottbus. Hier haben sich rund 100 Gäste beim Kita-Fest mit dem Thema Indien beschäftigt. Ob indische Spiele, Stoffdruck oder Diavortrag: Kinder und Eltern machten begeistert mit, und so kamen am Schluss 200 Euro für die Berlin-Brandenburger Aktion »Familien helfen Kindern« zusammen. Diese Aktion wiederum unterstützt die Wiederaufbau-Arbeit der Gossner Mission auf den Andamanen und Nikobaren.

# Kein Land, keine Adivasi

## Bischof Lakra: Volk leidet unter Globalisierung

Volkslieder in Bergkirchen, Bauerntag in Wülfer, Gemeindefest in Zehdenick: Eigentlich waren sie ja zur Partnerschaftskonsultation nach Deutschland gekommen, die vier Vertreter der Gossner Kirche. Aber natürlich nutzten sie ihren Aufenthalt auch, um Gemeinden zu besuchen, Beziehungen zu vertiefen, Probleme anzusprechen. Ein Beispiel: der Bauerntag, auf dem Bischof Lakra auf die Folgen der Globalisierung für die Adivasi aufmerksam machte.

»Kein Land, keine Adivasi«: So hat es ein Vertreter der Gossner Kirche mal auf den Punkt gebracht. Denn die Adivasi, die Ureinwohner Indiens und die Basis der Gossner Kirche, betrachten das Land als Gottesgeschenk, das sie gemeinnützig verwalten. Profitorientierte Ausbeutung des Bodens lehnen sie ab. Ohne einen bescheidenen Landbesitz als

zur Sprache, und er wies vor zahlreichen Landwirten und anderen Besuchern auf die aktuellen Probleme seines Volkes hin. »Den Bauern muss die Möglichkeit bleiben, trotz Globalisierung von ihrem Land zu leben und die Bevölkerung zu versorgen.« Er sehe durch die weltweite Suche nach den günstigsten Produktionsbedingungen und durch

hinduistischer Hand seien. Da es für die Adivasi praktisch unmöglich sei, entscheidende Positionen in den Provinzregierungen zu erlangen, gebe es für sein Volk kaum Möglichkeiten, sich der Hindu-Vormacht entgegenzustellen.

Während die Hindu-Politiker sowie die Besitzer und Manager der indischen Firmen die Globalisierung vorantrieben und von ihr profitierten, bliebe den Adivasi kaum eine andere Möglichkeit, als sich als Teepflücker für einen kargen Tageslohn zu verdingen oder ihr Glück in den Städten als Kuli, Rikschafahrer oder Haushaltshilfe zu suchen. Dies führe oft zum Verlust der Identität, beklagte der Bischof aus Assam.

Konkrete Maßnahmen, die die Lage der breiten Mehrheit der Adivasi verbessern könnten, wusste Lakra nicht zu nennen. Er bat seine Zuhörer aber darum, gerade in diesen Zeiten die Nächstenliebe und die Ökumene nicht zu vergessen. »Es ist ungemein wichtig, dass wir als Christen und als Kirche zusammenhalten. ■



**Bischof Nelson Lakra (5.v.links) mit den indischen Reverends Ekka, Topno und Hemrom sowie deutschen Begleitern und Gastgebern in Lippe.**

Existenzgrundlage – im Durchschnitt ein knapper Hektar pro sechs- bis achtköpfiger Familie – fehlt den Adivasi ein wichtiger Teil ihrer Identität.

Dieses Thema brachte Bischof Nelson Lakra beim Evangelischen Bauerntag im lippischen Wülfer

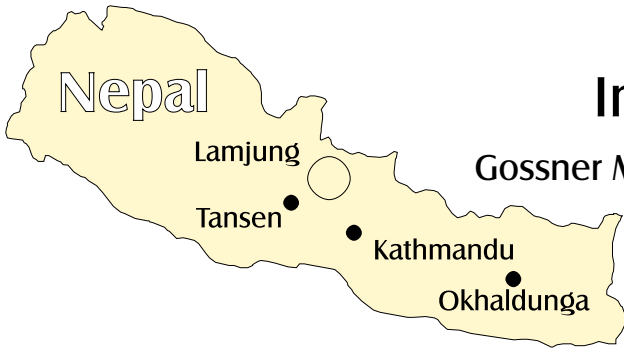
sche Mehrheitsgesellschaft heute habe hier bruchlos ansetzen können, und die Globalisierung verschärfe diese Politik. Das Adivasi-Land – reich an Bodenschätzen – werde ohne Rücksicht auf die Landbevölkerung von Firmen ausgebeutet, die in

# Impulse für die Zukunft

## Gossner Mission richtet Engagement neu aus

In Nepal tobt seit Jahren ein blutiger Bürgerkrieg. Die »United Mission to Nepal«, der auch die Gossner Mission seit mehr als 30 Jahren angehört, muss ihre Arbeit

im Land umstrukturieren. So denkt nun auch die Gossner Mission darüber nach, ihr Engagement in dem Königreich neu auszurichten.



13.000 Todesopfer sind bislang im Bürgerkrieg zu beklagen, Hunderttausende Menschen sind in Mitleidenschaft gezogen, und mehr als sieben Millionen Nepali haben das Land verlassen. Der Staatsstreich des Königs Anfang Februar und die Machtübernahme gemeinsam mit dem Militär haben zu einer weiteren Brutalisierung des Terrors und der Sicherheitskräfte und zu weitergehenden Einschränkungen der Menschenrechte geführt.

In dieser Situation bangt die United Mission to Nepal (UMN) um die Zukunft ihrer Arbeit. In einem schmerzhaften Prozess hat sie sich extrem verkleinert. All ihre traditionellen Projekte und Krankenhäuser sind in die Selbstständigkeit überführt oder aber eingestellt worden. Nach der neuen Rechtslage wird sie künftig nur in Kooperation mit Partnern in regionalen Verbänden arbeiten können.

Mit großer Erleichterung haben wir nun Ende Juli die Nachricht aufgenommen, dass mit der Unterzeichnung des Generalvertrages die UMN-Arbeit für weitere fünf Jahre gesichert ist. Nun hängt vieles davon ab, wie es ihr gelingt, in weiteren Ver-

trägen mit lokalen Partnern Projekte zu organisieren und Visa für den Einsatz ausländischer Fachkräfte durchzusetzen.

Erfreulich zurzeit ist das weitere Wachsen und Erstarben der christlichen Gemeinden in Nepal. Auch nehmen wir Anteil an der Arbeit des Nepal Bible Ashram, einer theologischen Predigerschule in Kathmandu. (Vielleicht erinnern Sie sich, liebe Leser, an die Berichte unserer langjährigen Mitarbeiterin Dorothea Friederici und an das Gossner-Handwerkerprojekt im Bible Ashram unter der Leitung von Heinz Friedrich.) Der Leiter dieser Einrichtung, Nima Ghising, hat noch vor kurzem einige deutsche Gemeinden besucht und dort berichtet.

### Wieder medizinisches Personal aussenden

Eine weitere wichtige Einrichtung ist der »Human Development and Community Service« (HDCS). Seit mehr als sieben Jahren richtet diese christliche Institution unterschiedliche soziale und medizinische Programme aus. Unter anderem hat sie im Lamjung-Distrikt ein Krankenhaus gebaut, das der gesam-

ten Region medizinische Versorgung bietet. Die ehemaligen Krankenhäuser der UMN in Tansen und Okhaldunga werden ab Herbst diesen Jahres unter der institutionellen Verantwortung des HDCS weitergeführt werden. Die Gossner Mission erwägt zurzeit, Mediziner für diese Einrichtungen vorzubereiten, diesmal auf der Grundlage einer Partnerschaft mit neuen Trägern.

Schwierig bleibt die Frage, wie die Verbindung zu den anderen ehemaligen UMN-Projekten und den darin gewachsenen Partnerschaften erhalten bleiben kann. Momentan laufen Sondierungen, ob der Einsatz einer medizinischen Fachkraft im Lalitpur Nursing Campus, der führenden Ausbildungsstätte für Krankenschwestern in Kathmandu, sinnvoll und möglich sein kann. Unser Mitarbeiter Albrecht Wolf hatte vor zwei Jahren die Aufgabe, diese Institution auf ihrem Weg in die Selbstständigkeit zu begleiten. Jetzt liegt uns eine Anfrage vor zur Entsendung einer Lehrschwester. Noch ungeklärt ist aber, ob ein Arbeitsvisum für diesen Einsatz realisiert werden kann.



**Im »Nepal Bible Ashram« werden junge Christen zu Predigern ausgebildet. Nach zwei Jahren Unterricht gehen sie zurück in ihre Dörfer, um dort das Christentum weiterzugeben. Auch diese Einrichtung hat schon von der langjährigen Erfahrung der Gossner Mission in Nepal profitiert.**

Den wohl wichtigsten Impuls für eine neue partnerschaftliche Zusammenarbeit mit nepalischen Organisationen verdanken wir dem Menschenrechtler Dr. Kali Bahadur Rokaya. Wie mehrfach berichtet, unterstützen wir seine Friedensarbeit, indem wir hier in Deutschland sowohl in politischen Gremien als auch in der Öffentlichkeit immer wieder auf die politische Situation in Nepal aufmerksam machen. Hilfreich und wichtig war dabei auch die Unterschriftenaktion der Gemeinde Bergkirchen.

In Kathmandu ist Dr. Rokaya u. a. Generalsekretär des vor zwei Jahren gegründeten Nationalen Christenrats Nepals. Dieses Gremium – von der Gossner Mission mit Rat und Tat unterstützt – fordert vehement Frieden, Versöhnung und Einhaltung der Menschenrechte ein. Unter seinem Dach hat sich eine Initiative gebildet, »Christian

Efforts for Peace, Justice and Reconciliation (CEPJAR)«, die dank öffentlicher Seminare und Erklärungen in Nepal inzwischen weite Beachtung gefunden hat.

Das Anliegen dieser Initiative ist, Versöhnungsarbeit vor Ort zu leisten, die Vertreter der verschiedenen Religionen für Frieden und Versöhnung zusammenzubringen sowie national und international Unterstützung für eine Verhandlungslösung zu mobilisieren.

Hoffnungsvoll stimmt, dass inzwischen alle politischen Parteien erklärt haben, dass die Gewaltherrschaft des Königs dem Land keinen Frieden bringen wird und sie deshalb Verhandlungen mit den Maoisten fordern. Ebenso stimmen alle Parteien der Forderung zu, dass das Land eine neue Verfassung braucht, da die zurückliegenden zehn Jahre deutlich gezeigt haben, dass die Menschenrechte

der Bürger nicht gesichert sind. In Deutschland haben sich die Vertreter verschiedener Hilfswerke und Entwicklungsorganisationen zu einer Nepalkoordination zusammengefunden, um gemeinsam diese Forderungen zu unterstützen und in politischer Lobbyarbeit die europäischen Regierungen zu gewinnen, einem solchen Verhandlungsprozess durch internationale Aufmerksamkeit größere Erfolgchancen zu sichern. Auch die Gossner Mission gehört dieser Nepalkoordination an.

Die Menschen in Nepal bedürfen unserer Fürbitte, aber auch unserer Unterstützung auf dem Weg zum Frieden.

➔ Bitte beachten Sie unseren Spendenaufruf auf der Rückseite dieser Publikation.

Bernd Krause

# Konsequenter gegen Hunger und Armut

## Schuldenerlass für Sambia: Großer Wurf oder Mogelpackung?

Der G8-Gipfel in Gleneagles und die LiveAid-Konzerte haben die Armutsbekämpfung auf dem afrikanischen Kontinent ins Licht der Öffentlichkeit gerückt. In den Monaten vor dem Gipfel hatte sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass die hochgesteckten Millenniums-Entwicklungsziele der Vereinten Nationen ohne Schuldenerlass, zusätzliche Finanzhilfen und beherrzte wirtschaftspolitische Maßnahmen bei weitem verfehlt werden. Reichen die beschlossenen Maßnahmen nun aus, damit Länder wie Sambia künftig konsequenter Armutsbekämpfung betreiben können?

Sambia gehört zu den 18 »ausgewählten« Ländern, denen durch das HIPC-Programm ein Schuldenerlass gewährt wurde. Die HIPC-Initiative (Heavily Indebted Poor Countries/hochverschuldete arme Länder) geht auf den Vorschlag der Weltbank und des Internationalen Währungsfonds (IWF) von 1996 zurück. Entwicklungsländern einen Schuldenerlass zu gute kommen zu lassen. Parallel dazu setzten sich viele Nichtregierungsorganisationen in der internationalen Kampagne »Erlassjahr 2000« für einen schuldenfreien Start der Entwicklungsländer ins neue Millennium ein.

Die HIPC-Initiative wurde von den G7-Regierungen beim Kölner Weltwirtschaftsgipfel 1999 erweitert: Etwa 40 Länder sollten spürbar entschuldet werden, unter der Bedingung, dass sie Kriterien wie gute Regierungsführung und freie Marktwirtschaft erfüllen und ein Armutsbekämpfungsprogramm (PRSP) unter Einbeziehung der Zivilgesellschaft durchführen. Nach den jüngsten Beschlüssen in Gleneagles wird der Schuldenerlass um eine weitere Schicht

abgetragen. Die Industrieländer haben einen hundertprozentigen Erlass von Schulden gegenüber der Weltbank/IDA, dem IWF und der Afrikanischen Entwicklungsbank für diejenigen Länder beschlossen, die die Kriterien erfüllen.

Auch Sambia profitiert von den Beschlüssen. In den zurückliegenden Jahren zahlte das Land zwischen 170 und 200 Millionen US-Dollar Schuldendienst, etwa ein Fünftel des Staatshaushalts. Durch die Beschlüsse von Gleneagles reduzierte sich der Schuldendienst auf 53,9 Millionen Dollar. Eine hundertprozentige Entschuldung ist das noch nicht, aber immerhin eine kräftige Entlastung.

Entscheidend ist nun, ob durch den reduzierten Schuldendienst zusätzliche Mittel für die Armutsbekämpfung frei werden. Diese Mittel werden in Sambia dringend gebraucht: Nach einer Zwischenbilanz der Vereinten Nationen zu den »Millenniumszielen« können zwei wichtige Ziele, die Halbierung von Hunger und extremer Armut bis 2015, mit den derzeitigen Mitteln nicht erreicht werden. 58 Prozent der

Sambier leben in extremer Armut, 50 Prozent sind unterernährt. Die durchschnittliche Lebenserwartung in Sambia ist mit 36 Jahren die geringste aller afrikanischen Länder.

Schlechte Nachrichten gab es kurz nach dem G8-Gipfel: Einige europäische Länder, namentlich Belgien, haben die hundertprozentige Entschuldung durch den IWF relativiert, und auch die Gegenfinanzierung durch eine Neubewertung der IWF-Goldreserven ist umstritten.

Der große Durchbruch war der G8-Gipfel sicher nicht. Der erweiterte Schuldenerlass gilt nur für 18 von 40 bis 50 verschuldeten Ländern. Andere Beschlüsse, wie faire Handelsbedingungen und eine schrittweise Anhebung der Entwicklungshilfe von EU-Staaten auf 0,7 Prozent der Bruttowertschöpfung, sind recht vage. Einen guten Impuls könnten die beschlossenen 50 Milliarden US-Dollar zusätzliche Entwicklungshilfen geben, wenn sie nachhaltig eingesetzt werden.

Henrik Weinhold

# »Zu viele Menschen sterben heute in Sambia«

## Gegen Armut und Ungerechtigkeit: Gemeinsames Projekt startet

Immer wenn ich Reverend Rosemary Mulumo Nsofwa treffe, kommt sie gerade von einer Beerdigung. Aids, Malaria, Tuberkulose, Verkehrsunfälle sind die Hauptursachen. »Zu viele Menschen sterben heutzutage in Sambia«, sagt die 53-jährige Leiterin der neu geschaffenen Abteilung »Community Development« der Vereinigten Kirche von Sambia. Ein gemeinsames Projekt von Kirche und Gossner Mission soll den Menschen helfen, gegen Armut und Krankheiten anzukämpfen.

**?** Bist Du in der Vereinigten Kirche von Sambia (UCZ) schon groß geworden? Welche Rolle hat die Kirche bisher in Deinem Leben gespielt?

Rosemary Nsofwa: Ja, ich bin in der protestantischen UCZ groß geworden, auch wenn es sie damals so noch nicht gab. Meine Mutter gehörte zur Freikirche, mein Vater war Katholik. Als Schülerin war ich Vorsitzende der »Scripture Union«. Wir haben die Bibel gelesen und praktisch gearbeitet. In den Ferien sind wir in die Dörfer gegangen und haben mitgeholfen, Toiletten zu bauen oder Brunnen zu graben. Meine Theologie heißt Gleichwertigkeit (Equality). In unserer Tradition werden Jungen und Mädchen ungleich behandelt. Ich aber habe frühzeitig gelernt, dass Gott zwei unterschiedliche, aber gleichwertige Geschlechter geschaffen hat. Deshalb müssen beide, Jungen



und Mädchen, die gleichen Chancen haben, zur Schule gehen, etwas lernen. Beide sind Gottes Ebenbild, beide müssen befähigt werden, damit sie diese Funktion auch wahrnehmen.

**?** Du bist dann Sozialarbeiterin geworden und hast viele Jahre für den Christlichen Verein junger Frauen (YWCA) gearbeitet. Du bist Aktivistin in der Frauenarbeit gewesen, hast Frauenorganisationen geleitet und vernetzt. Mit fast 50 Jahren hast Du dann angefangen, Theologie zu studieren. Hast Du damit Deine Zeit als Aktivistin und Streiterin für die Gleichwertigkeit von Frauen hinter Dir gelassen?

Rosemary Nsofwa: Ich habe nichts hinter mir gelassen. Ich habe fortgesetzt, was mich bewegt. Mein Studium hat mir die Augen dafür geöffnet, dass Gleichwertigkeit und Würde von Frau und Mann ihre Wurzeln in Gottes Wort haben. Ich habe begriffen, dass wir viel bewirken können, wenn wir einander Nächste werden. Dann akzeptieren wir uns auch als gleichwertig. Auch Männer sind

»Nächste«, deshalb müssen wir ihnen zumuten, dass wir offen über unsere Schwierigkeiten als Frauen und Christinnen sprechen. Wir müssen aber auch untereinander offen über unsere Schwierigkeiten reden. (...) Zeitgenossinnen heute nehmen nicht mehr alles hin, sie wehren sich gegen gewalttätige Männer, gegen den Missbrauch von Kindern. Sie fragen nach den Ursachen für diese Verbrechen. In der Zeit von HIV/Aids ist es kriminell, wenn ein Mann aus der Familie des Ehemannes mit der Witwe des Mannes schläft und das als sexuelle Reinigung verstanden wird. Zur Zeit unserer Großeltern war das anders, da kamen die Partner aus einer Stammesgruppe. Heute bilden die 73 Stämme Sambias eine Nation, die meisten Menschen leben in Städten. Sambia gehört zu den am stärksten urbanisierten Ländern südlich der Sahara. Welche Tradition hat da noch ihr Recht? Was hilft uns, unser Leben heute zu sichern? Heute nehmen wir Verbrechen an uns Frauen nicht mehr hin. Dabei berufen wir uns auch auf die Bibel. Jesus lehnt z. B. die Steinigung der Ehebrecherin ab, er tut das auch, weil dieses Ge-

setz nur für Frauen gilt, nicht für Männer.

**?** Habt Ihr solche Themen in Eurer Ausbildung am Theologischen College behandelt?

Rosemary Nsofwa: Aber ja. Unsere Ausbildung ist durchaus zeitgemäß. Wir haben gelernt, Probleme der Gegenwart und biblische Texte zu analysieren. Wir haben auch gelernt, zwischen dem historischen Jesus und dem spirituellen Christus zu unterscheiden. Unsere Theologie ist ganzheitlich, sie beschäftigt sich mit den Realitäten des Lebens. Wenn Menschen hungrig sind, müssen sie etwas zu essen haben. Wenn Frauen diskriminiert werden, muss etwas getan werden.

**?** Du bist jetzt die Leiterin der Abteilung Community Development und gemeinsam mit der Gossner Mission soll das Programm »Capacity Building for Communities« durchgeführt werden.

Rosemary Nsofwa: In der UCZ versuchen wir seit langem, etwas für die armen und verwundbaren Menschen zu tun. Armut, HIV und Gleichberechtigung sind Schwerpunkte unserer Arbeit. Aber wir haben unsere Kräfte zersplittert. Unsere Abteilung will nun Kräfte, die in den Gemeinschaften vorhanden sind, zusammenbringen: Menschen, Ressourcen, Organisationen – und damit ihre Wirksamkeit maximieren. Die Pfarrer in den Gemeinden, die die gleiche Ausbildung wie ich haben, kennen die Probleme ihrer Gemeinden. Wir werden sie



**Die Menschen in den Dörfern müssen lernen, ihre Probleme anzupacken und etwas gegen Armut und Krankheit zu tun. Das neue Projekt von Gossner Mission und UCZ hilft dabei.**

unterstützen. Wir werden ihnen helfen, ihre Projekte zu planen, zu organisieren, durchzuführen und eventuell Hilfsquellen zu finden. Es geht darum, dass die Menschen lernen, ihre Probleme anzupacken und etwas gegen Armut und Krankheiten zu tun. Die Christen an der Basis brauchen den Gottesdienst und die Gemeinschaft am Sonntag, und sie brauchen an jedem Tag der Woche etwas zu essen, eine Unterkunft, Bildung, Kleidung, medizinische Versorgung.

**?** UCZ und Gossner Mission werden dieses Programm gemeinsam durchführen. Eine Mitarbeiterin der Gossner Mission wird in Deiner Abteilung mitarbeiten. Was erwartest Du von ihr? Was erwartet die UCZ von der Gossner Mission?

Rosemary Nsofwa: Sie kommt mit ihren Erfahrungen als Deutsche, als Christin, als Sozialwis-

senschaftlerin. Sie kann helfen, die Ursachen für Armut zu benennen, sie kann sagen, wie Ihr mit HIV umgeht. Sie soll sich hier unseren Problemen aussetzen und mit uns gemeinsam überlegen, was getan werden muss. Zu Hause in Deutschland kann sie berichten, was Armut in Sambia heißt, dass elementare Menschenrechte verletzt werden. Sie soll auch helfen, Geldquellen aufzutun. Sie wird mit uns in die Gemeinschaften gehen, vor allem in die Dörfer, und mit den Menschen überlegen, wie sie ihre Projekte realisieren. Und: Wir erwarten Partnerschaft.

**z** Gemeinsam mit Rosemary Nsofwa ist Barbara Stehl mit der Durchführung des Programms betraut. Sie wird in der nächsten Ausgabe berichten.

Das Interview führte  
Friederike Schulze.

# Dialog steht im Mittelpunkt

## Sambia-Kreis Wiesbaden setzt auf echte Partnerschaft

Im Frühling Flohmarkt, im Sommer Gemeindefest, am zweiten Advent Gottesdienst: Keine Frage, der Sambia-Kreis Wiesbaden hat sein »Arbeitsgebiet« das ganze Jahr über fest im Blick. »Wir nutzen jede Gelegenheit, um das Thema in die Gemeinde hineinzutragen«, sagt Gunhild Arnold. »Und heute, nach rund zehn Jahren, ist es schön zu sehen, dass die Sambia-Arbeit zur Gemeinde ganz selbstverständlich dazugehört.«

Die Tür des Gemeindehauses steht weit offen. Dahinter im Eingangsbereich ein Info-Tisch: Gossner-Flyer liegen hier aus, ebenso wie unsere Info-Publikation und das neue Sambia-Heft. An einer Stellwand prangen großformatige Fotos aus Afrika, und im kleinen Gemeinderaum legt Frau Arnold gerade eine bunte Tischdecke auf. Wo die herkommt? Natürlich aus Sambia!

»Unser Arbeitskreis ist sehr rege«, lächelt denn auch Klaus Schnekenburger, Vorsitzender des Kirchenvorstandes und Kurator der Gossner Mission. »Aber das ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Schließlich sollen unsere Hilfe und unser Engagement nachhaltig wirken.«

Begonnen hat das Engagement der Wiesbadener schon vor geraumer Zeit. Zu Beginn der 80er Jahre entwickelte sich aus der Friedensgruppe der Versöhnungsgemeinde zunächst ein Äthiopienkreis. Dieser unterstützte eine deutschsprachige Gemeinde in Addis Abeba, war aber enttäuscht, dass von dort so selten eine Rückmeldung kam. »Wir suchten damals nach einer Möglichkeit, ein sinnvolles Projekt in einem Not leidenden Land zu fördern, woll-

ten aber auch als Gemeinde davon profitieren. Zur Partnerschaft gehört doch auch der Dialog und das Kennenlernen der fremden Kultur«, betonen die Wiesbadener.

Weil sie beides in ihrer Äthiopien-Verbindung vermissen, wandten sie sich Mitte der 90er Jahre der Gossner-Mission und deren Sambia-Arbeit zu. Vermittelt von Elisabeth und Heinz Krockert, beide in der Versöhnungsgemeinde und in der Gossner Mission seit langem »zu Hause«.

»Deren Sambia-Kontakt war ein absoluter Glücksfall für uns. So mussten wir die Infrastruktur für die Partnerschaftskontakte nicht erst erfinden. Sie war bereits da.«

Regelmäßige Informationen über einzelne Projekte, Referenten aus der Berliner Dienststelle, Gäste aus Sambia, Besuche einzelner Wiesbadener im fernen Afrika – und natürlich das Engagement der beiden Krockerts: So entwickelte sich



**Elisabeth und Heinz Krockert freuen sich über den Besuch des sambischen Bischofs Siyemeto in Wiesbaden im September 2003.**

aus vielen Puzzleteilen eine Verbindung, die beide Seiten heute als tief und fest empfinden. Froh ist der Sambiakreis, zu dem rund 15 Mitglieder zählen, vor allem über die vielen direkten Begegnungen, die durch

**Bild rechts: Begegnungen halten die Partnerschaft lebendig: Gunhild Arnold (Mitte) und Hans-Ludger John haben im Frühjahr an einer Gossner-Reise nach Sambia teilgenommen. Besonders begeistert empfangen wurden sie von den Kindern der Vorschule in Naluyanda.**

die Gossner Mission möglich werden. So erinnert er gern an die Berichte und Anregungen, die Reverend Esther Mundemba im vergangenen Jahr nach Wiesbaden mitbrachte. Und tief ist noch immer der Eindruck, den zuvor der sambische Bischof Siyemeto bei seinem Besuch hier hinterließ. »Ein Mann, der zu Hause in Sambia großes gesellschaftliches Engagement zeigt, aber für die erhofften Veränderungen auch die Unterstützung der deutschen Christen einfordert – das nimmt auch uns in die Pflicht«, hebt Klaus Schnekenburger hervor.

Einbezogen in die Sambia-Arbeit ist auch der Kindergarten der Gemeinde. Alle drei Jahre, wenn die »Besetzung« wechselt, findet hier ein mehrwöchiges Afrika-Projekt statt, das mit einem bunten Fest abschließt. Bei Geburtstagen bringen die Kinder nicht mehr Geschenke, sondern kleine Spenden mit, die in die Elefanten-Sparbüchse

wandern. Und zum Gemeindefest im Juni geben Mädchen und Jungen jeweils ein Spielzeug ab, um damit beim Kinderflohmarkt einen Erlös für die Vorschule in Naluyanda zu erzielen.

»Das Engagement des Kindergartens ist ungemein wichtig, um die Partnerschaft lebendig zu erhalten und die Gemeinde immer wieder einzubeziehen«, sagt Hans-Ludger John, der im vergangenen Frühjahr ebenso wie Frau Arnold an einer Gossner-Gruppenreise nach Sambia teilgenommen hat. Damals mit im Gepäck: Blätter mit dem Handabdruck der Wiesbadener Kinder sowie Fingerfarben und Papier für die Schule in Naluyanda. »Jetzt hoffen wir natürlich auf entsprechende Antwort-Post aus Sambia.«

Und nun im September wirft auch schon eine andere Aufgabe

ihren Schatten voraus: Den Gottesdienst am zweiten Advent gestaltet traditionell der Sambia-Kreis. Die ersten Vorbereitungen stehen jetzt an: Das Thema muss überlegt, die Absprachen mit dem Chor getroffen, eine Ausstellung dazu erarbeitet werden. »Eine sehr intensive Phase«, ist sich die Gruppe einig. Und im neuen Jahr wartet dann wieder der Flohmarkt, und vielleicht bald Besuch aus Sambia ...? Wie gesagt, der Wiesbadener Arbeitskreis ist äußerst rege.

Jutta Klimmt





# Warum hat die Kirche einen Turm?

Gossner Mission beim Kirchentag in Hannover dabei



Warum sind Freunde wichtig? Warum hat die Kirche einen Turm? Nach wievielen Metern Luft kommt der Himmel? ... Fragen über Fragen. Und längst nicht alle sind einfach zu beantworten. Beim Deutschen Evangelischen Kirchentag in Hannover hatten die Kinder nun endlich die Chance, alle Fragen loszuwerden – und auch eine Antwort zu bekommen. Denn das Motto lautete: »Wenn dein Kind dich morgen fragt ...« Die Gossner Mission war in Hannover mit dabei.

Lennart ist zehn. Und eine Frage beschäftigt ihn schon seit langer Zeit ganz besonders: »Wie schafft Gott es, sich gleichzeitig um alle Menschen in der Welt



zu kümmern?!« Das will ihm einfach nicht in den Kopf. Jasmin dagegen, immerhin ein Jahr älter, hat eine Antwort parat, die auch den jungen Zweifler überzeugt: »Gott ist mit seinem Herzen überall!«

Es sind – neben all den Gottesdiensten, Bibelarbeiten, Vorträgen und Konzerten – gerade solche und ähnliche Momente während des Kirchentags, die bewegen, beeindruckend, zum Nachdenken anregen.

Die Kinder haben viele Fragen mitgebracht nach Hannover. Sie schreiben sie auf Karten, malen sie in den Sand, tragen sie beim Gottesdienst oder der Bibelarbeit vor. Und die Erwachsenen? Die versuchen, eine Erklärung zu finden. Und sie nehmen die Fragen, die oft ganz existenzielle Fragen unserer Gesellschaft sind, mit nach Hause. Und vielleicht formulieren sie auch ihre eigenen Fragen: Wie begegnen wir unserer Verantwortung für die Zukunft? Wie geben wir unseren

Glauben weiter? Welche Welt hinterlassen wir künftigen Generationen? Denn die Losung des Kirchentags, das Zitat aus dem 5. Buch Mose, ist gedacht als Mahnung, an die Zukunft der Kinder dieser Erde zu denken.

Die Zukunft der Kinder – dies ist auch das Thema am Stand der »Kooperation Weltmission«, zu der auch die Gossner Mission gehört. Ihr Stand ist wie immer auf dem »Markt der Möglichkeiten« untergebracht: Institutionen, Initiativen und Gemeinden können hier in zwei Messehallen ihre Arbeit und ihre Projekte vorstellen. Insgesamt 7000 Mitwirkende – darunter die Mitarbeiter und »Ehrenamtler« der Gossner Mission – tummeln sich drei Tage lang an den Ständen in diesen beiden Hallen, Hunderttausende Besucher strömen vorbei, viele bleiben stehen – um sich zu informieren, das Gespräch zu suchen, Kontakte zu knüpfen.



Auch die Missionswerke, die sich am Kooperationsstand präsentieren, haben drängende Kinderfragen in den Mittelpunkt gerückt – und sie zeigen, wie sie mit ihrer Arbeit weltweit auf diese reagieren. »Wenn dein Kind dich morgen fragt: Hast du meine Seele behütet? Hast du mich in meiner Not begleitet? Hast du mir Hoffnung gegeben? ...«

Zu je einer dieser Fragen stellt ein Werk eines seiner Kinderprojekte vor: Hilfe für Straßenkinder in Ranchi (Projekt der Gossner Mission, siehe Seite 20), für HIV/Aids-Infizierte in Südafrika, für Behinderte in Israel, für Benachteiligte in Tansania ... Die zwölf Missionswerke helfen in vielen Ländern mit, Grundschulen zu gründen, Lehrer auszubilden, HIV/Aids-Aufklärung zu betreiben, Gemeinwesenprojekte aufzubauen – und den christlichen Glauben an Kinder und Eltern weiterzugeben.

»Hier wird die ganze Vielfalt der Missionsarbeit deutlich«, äußert sich die frisch gekürte Kanzlerkandidatin Angela Merkel beeindruckt, als sie auf einem kurzen Hallenrundgang den Missionsstand besucht. Dabei nimmt sie sich Zeit, Bischof Nelson Lakra von der indischen Gossner-Kirche zu begrüßen, bevor sie – umgeben von einem undurchdringlichen Pulk aus Bodyguards,

Fotografen und Kameramännern – weitergeleitet wird.

Viel Beachtung findet auch die »Aktion Volltreffer«, mit der sich die Missionswerke – ein Jahr vor der Fußball-WM in Deutschland – gegen die Zwangsrekrutierung von Kindersoldaten engagieren. Weltweit werden 300.000 Kindersoldaten in be-

**Fotos: Bibel-Arbeit. / Kinder klammern bunte Frage-Karten fest. / Kirchentagsmotto schwarz auf weiß. / Indische Gäste der Gossner Kirche sind gern gesehen. / Das Kirchentags-Logo zum Anbeißen./ Kurator Schaper informiert am Gossner-Stand. / Kinder-Programm.**

### Wenn dein Kind dich morgen fragt...

Sagt euren Kindern, dass euer Leben verdankt ist dem Lebenswillen Gottes.

Sagt ihnen, dass euer Mut geliehen war von der Zuversicht Gottes.

Sagt ihnen, dass eure Verzweiflung geborgen war in der Gegenwart des Schöpfers.

Sagt ihnen, dass wir auf den Schultern unserer Mütter und Väter stehen.

Sagt ihnen, dass ohne Kenntnisse unserer Geschichte und unserer Tradition eine menschliche Zukunft nicht gebaut werden kann.

Sagt ihnen, dass wir ohne innere Heimat keine Reisen unternehmen können.

Denn wer nirgendwo zu Hause ist, der kann auch keine Nachbarn haben.

Und sagt ihnen zu guter Letzt, dass die stete Bereitschaft zum Aufbruch die einzige Form ist, die unsere Existenz zwischen Leben hier und dem Leben dort wirklich ernst nimmt.

Alt-Bundespräsident Johannes Rau in seiner Bibelarbeit während des Kirchentags

waffneten Konflikten zum Töten gezwungen: Sie sind Opfer und Täter zugleich.

»Kinder sollen auf Tore schießen, nicht auf Menschen!« Dieser Slogan ist knapp und griffig



– und er bleibt hoffentlich vielen Menschen, die sechs Schüsse auf die Torwand am Missionsstand wagen, in Erinnerung. Und vielleicht reden sie ja mit ihren Freunden darüber, wenn sie das nächste Fußballspiel am Fernseher oder im Stadion verfolgen.

Am Missionsstand aber gibt's noch mehr als Infos, Gespräche, Kaffee und action. Zahlreiche gestresste und hitzegeplagte Kirchentagsbesucher nehmen

gern die Einladung an, sich am großen Tisch niederzulassen, zur Ruhe zu kommen, ein Gebet niederzuschreiben ... Die Gebetskarte können sie dann in ein großes buntes Netz einknüpfen, und wenn sie ihre Gedanken und Wünsche einem der hier vorgestellten Kinderprojekte gewidmet und dies vermerkt haben, dann wird ihre Gebetskarte nach dem Kirchentag die Reise in ein fernes Land

antreten, damit die Kinder in Indien, Südafrika oder Tansania erfahren, dass Menschen in Deutschland an sie denken und für sie beten.

Vor allem junge Kirchentagsbesucher/innen bleiben hier stehen, studieren die Missionsprojekte und formulieren dann eine Fürbitte für fremde Kinder in der Ferne. Vanessa (11) kann allerdings eine Sorge nicht ganz unterdrücken: »Die Kinder in

## Die Tafel lehnt am Brückenfeiler

Johns Vater ist Rikschafahrer. Er hat nie gelernt zu lesen oder zu schreiben.

Natürlich kann er die Scheine zählen, die ihm seine Kunden in die Hand drücken. Aber eine Schule besuchen? Welchen Sinn soll das haben? Noch nie hat jemand aus seiner Familie eine Schule besucht. Und außerdem wäre es doch peinlich, wenn er seine Kinder so zerlumpt und hungrig zum Unterricht schicken würde ...

So wie Johns Vater denken viele Menschen in Indien. Rikschafahrer, Gepäckträger, Bettler. Es gibt viele Gründe, warum Eltern ihre Kinder nicht zur Schule schicken. In den seltensten Fällen ist es bewusste Vernachlässigung und Gleichgültigkeit – eher Scham, Angst vor Spott und keine klare Vorstellung von den Möglichkeiten, die Schulbildung den Kindern eröffnet. Man befürchtet eher, noch mehr gedemütigt zu werden.

Der Christliche Verein Junger Männer (YMCA) hat – unterstützt von der Gossner Mission – schon vor Jahren in einem Armenviertel Ranchi mit Gemeinwesenarbeit begonnen. Die Hauptsorge galt

von Anfang an den Kindern, die verwaist, ohne genügend zu essen, auf der Straße herumlungern. Zunächst wurden die Eltern besucht, um sie von der Wichtigkeit des Schulbesuchs zu überzeugen. Auch brauchte man kein großes Schulhaus, sondern nur einen Platz, der vor Monsun und Verkehrslärm schützt: einen Platz unter der Brücke.

Diese Schule besteht bis heute. Die Tafel lehnt am Brückenfeiler. Die Kinder sitzen auf Matten am Boden. Der Schulraum ist offen nach allen Seiten. Was anfangs als Notbehelf gedacht war, ist inzwischen zu einer Institution geworden, die von den Menschen akzeptiert wird. In einer Ecke brennt das Feuer und brodelt der Reistopf. Jedes Kind bekommt eine warme Mahlzeit und auch die Schuluniform gestellt. Es sind Kinder im Vorschulalter. Nach ein, zwei Jahren sollen sie in die öffentlichen Schulen gehen – inzwischen an Disziplin gewöhnt und den Anforderungen des Unterrichts gewachsen.

Auch John darf jetzt in die Brückenschule gehen. Und sein Vater ist mächtig stolz auf ihn.

Dieses Projekt für Straßenkinder in Ranchi hat die Gossner Mission beim Kirchentag vorgestellt.



**Fotos: Abkühlung tut gut. / Die bunten Gebetskarten gehen in alle Welt. / Direktor Treseler im Info-Gespräch. / Knallrote Bälle setzen ein Zeichen. / Kanzlerkandidatin besucht Missionsstand. / Schaukel-Malen: ganz schön schwierig. / Ökumene muss sein.**

Indien sprechen doch bestimmt nicht deutsch. Wer übersetzt ihnen denn, was ich aufgeschrieben habe?« Keine Sorge, Vanessa, das kriegen wir schon hin ...

So fällt das Fazit nach vier Tagen in Hannover allenthalben positiv aus. Vier Tage Kirchentag, das heißt vier Tage Bewegung, Gespräch, Gemeinschaft, vier Tage Begegnung, Gottesdienst, Gebet – vier besondere Tage unter dem Segen Gottes.

Jutta Klimmt

Im Mittelpunkt der Veranstaltung standen Themen gemeinwesenorientierten Handelns vor dem Hintergrund der (Arbeitsmarkt-) Reformen, der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, der zukünftigen Rolle der Kirche in den unterschiedlichen Herausforderungen gegenüber Kindern und Jugendlichen sowie Fragen der Aktivierung von Gemeinwesenarbeit.

Ohne die Praxis bleibt die Theorie ohne Bedeutung. Ebenso wie die einzelnen Referatsbeiträge standen aus diesem Grund konkrete Angebote einzelner Gemeinden im Mittelpunkt. Dazu zählte das Angebot der gastgebenden Bethlehemgemeinde mit ihrer kreativen und stadtteilorientierten Jugend-

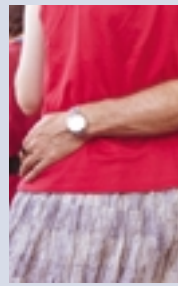
arbeit und dem Sozial-Center. Stadtteilorientierte Ansätze gibt es aber in zahlreichen Gemeinden der Bundesrepublik. So ist etwa die Kreuzkirchengemeinde in Hanau am Projekt »Tauschring« beteiligt und bietet eine Kirchenzeitung, die bewusst die Rolle einer Stadtteilzeitung für alle wahrnimmt. Zu den innovativen Angeboten zählt auch das Haus der Kirche in Herbern mit seinen Integrationsangeboten für ausländische Mitbürger/innen. (Die einzelnen Referate sind auf der Homepage veröffentlicht.)

Verschiedene Fragen wurden während des Workshops immer wieder angesprochen. So ging es etwa um die Zunahme prekärer Arbeitsbeziehungen.

## Gemeinden sind gefragt

### Heute in besonderer Verantwortung – Kirchentagsworkshop in Hannover-Linden

Gesellschaftliche Verantwortung von Kirchengemeinden ist nicht abwählbar, Kirchengemeinden sind Teil der Gesellschaft und tragen damit auch einen Teil gesellschaftlicher Verantwortung. Was sind die notwendigen Antworten auf die Situation heute – insbesondere für eine Kirchengemeindearbeit, die sich auf ihr gesellschaftliches Umfeld einlassen will? Zu dieser Frage eingeladen hatten die Bethlehemgemeinde Hannover-Linden und die Gossner-Mission im Rahmen eines Kirchentagsworkshops.



**Fotos: Gegen die Hitze gut gerüstet. / Die Marktkirche. / Kirchentag gefällt der ganzen Familie. / Gemeinsames Singen tut gut./ Ob jung oder alt: Das Interesse am Missionsstand ist groß. / Das Kirchentags-Logo als Mobile. / Ökumenische Gäste bereichern das Programm.**

### Methoden der Stadtteilerkundung

**Aktivierende Befragung** zu bestimmten Fragen und Themen des Stadtteils. Aus der Befragung entsteht ein Prozess der gemeinsam formulierten und gemeinsam getragenen Veränderungsziele.

**Fotostreifzüge** um zu erfahren, wie bestimmte Gruppen ihren Stadtteil wahrnehmen. Kinder oder Jugendliche fotografieren den Stadtteil aus ihrer Sicht. Die aus den Streifzügen entstehenden Fotocollagen eignen sich hervorragend für öffentliche Präsentation und als Grundlage für einen Dialog z. B. zwischen Kindern/Jugendlichen und Erwachsenen.

Die **Nadelmethode** ist ein Verfahren zur Visualisierung von bestimmten Orten. Bei dieser Methode stecken Kinder oder Jugendliche verschiedenfarbige Nadeln auf eine große Stadtteilkarte, um bestimmte Orte wie Wohngegenden, Treffpunkte, »Angsträume« etc. im Stadtteil zu bezeichnen. Alters- und Geschlechterspezifizierung sind durch verschiedenfarbige Nadeln möglich.

**Wunschbaum:** In einer Einrichtung der Kirche bzw. im Hof der Kirchengemeinde wird ein »Wunschbaum« aufgestellt, an den die verschiedenen Gruppen Wunschzettel hängen können. Das Verfahren ist geeignet zum Herausfinden von Wünschen, Ideen und Bedürfnissen von unterschiedlichen Personengruppen.

**Stadtteilkonferenzen** in wechselnden Einrichtungen sind eine Möglichkeit, um mehr über andere Institutionen und ihre Arbeit zu erfahren. Ergebnisse fließen in die eigene Arbeit mit ein.

Viele Menschen arbeiten ohne tariflich abgesicherte Rechte, mit wenig Lohn, ohne ausreichende Interessenvertretung (an diesem Punkt wird auch immer wieder das kirchliche Arbeitsrecht in Frage gestellt). Hier sollten praktische Hilfen und Unterstützungen im Vordergrund stehen. Das könnte u. a. bedeuten: Kooperation mit Rechtsanwälten; das Öffentlichmachen von prekären Arbeitsverhältnissen in der Region und im Stadtteil; die Bildung von Netzwerken und eine gewisse Selbstorganisation zu unterstützen.

Am Beispiel der prekären Arbeitsverhältnisse kann die Kirchengemeinde für eine öffentliche Diskussion sorgen, die die gesamtgesellschaftlichen Folgen thematisiert. Der Blick aufs Ganze ist für Kirche ohne Alternative und auch leichter möglich als für Interessenverbände.

### Situation von Familien in den Blick genommen

Die heute fortschreitende Entgrenzung von Erwerbsarbeit, die Forderung des Arbeitsmarktes nach permanenter Verfügbarkeit stehen den Bedürfnissen von Familien diametral entgegen. Mehr als eine Million Haushalte sind zudem über-



schuldet. Vom Armutsrisiko sind vorrangig Alleinerziehende, Mehrkeindfamilien und Familien mit Migrationshintergrund betroffen.

Wie im letzten Armuts- und Reichtumsbericht beschrieben wird, ist die Einkommensarmut von Alleinerziehenden und Familien mit mehr als drei Kindern von 13 Prozent im Jahr 1998 auf 15,3 Prozent im Jahr 2003 gestiegen. Kinder stellen also immer noch ein Armutsrisiko in unserer Gesellschaft dar. Laut DIW (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung) ist die Einkommensarmut im Falle von Arbeitslosigkeit von 29 Prozent in 1993 um zehn Prozentpunkte in 2003 gestiegen. Heute braucht eine Familie offenbar zwei Einkommen und eine Kindertagesstätte.

Die neuen Reformen haben die Zumutbarkeitskriterien für Arbeit drastisch geändert. Verlängerte Wegezeiten müssen in Kauf genommen werden. Arbeitnehmerschutzrechte sind abgebaut worden, jede Arbeit gilt künftig als zumutbar, egal zu welchem Preis. Deutlich ist: Trotz dieser verschärften Rahmenbedingungen wollen die meisten Menschen arbeiten und ihre Familie selbst ernähren. Dafür nehmen sie vieles in Kauf: weite Wege, ungünstige Arbeitszeiten – in der Hoffnung, dass es sich noch bessern wird.

Gemeinde nimmt immer schon gesellschaftliche Verantwortung wahr, indem sie z. B. diakonisch aktiv ist mit ihren Kindertagesstätten, mit Jugendarbeit, Seniorenkreisen, Besuchsdiensten, der Sozialstation usw. – und selbst wenn sie all das nicht tut und sich um die gesellschaftlichen Herausforderungen vor Ort nicht kümmert, spielt sie eine gesellschaftliche Rolle durch Unterlassung. Es geht also darum, dass Gemeinde diese gesellschaftliche Rolle, die sie hat, auch bewusst wahrnimmt und gestaltet.

Eine wesentliche theologische Voraussetzung ist, dass die gottesdienstlichen Versammlungen der Gemeinde das liturgische Zentrum bilden ... Zur ernst zu nehmenden Realität einer Volkskirche gehört auch, dass nicht nur die im Sonntags-Gottesdienst sich versammelnde Gemeinde »Gemeinde« ist, sondern potenziell alle Getauften.

Wichtig ist u. a. eine offene Haltung der Verantwortlichen, eine Sensibilität und eine gewisse Schulung für die Herausforderungen, die in einer Stadt, einem Stadtteil oder einem Dorf eine Rolle spielen können. Wie leben die Menschen zusammen, was sind ihre Probleme, wie feiern sie zusammen? Mit diesen Beobachtungsaufgaben im Herzen können wir die Situation wahrnehmen ...

Auszug aus dem Beitrag Dr. Thomas Poserns, Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung der EvgI. Kirche in Hessen und Nassau

Immerhin hat der Gesetzgeber eine umfassende soziale Betreuung für arbeitslose Menschen vorgesehen. Neben Beratungs- und Betreuungsangeboten sollen Bedürfnisse wie Kinderbetreuung und häusliche Pflege berücksichtigt werden. Hier kann Stadtteilarbeit ansetzen!

Nur ein Beispiel: Die meisten Geschäfte sind von acht bis acht Uhr geöffnet, sechs Tage lang. Selbstverständlich kann eine Kindertagesstätte nicht so lange zur Verfügung stehen. Hier sind Ideen gefragt, die beiden Seiten gerecht werden. Das

kann der Aufbau eines Familienhelfer/innen-Netzwerkes als ergänzendes Angebot zur Kindertagesstätte sein – in Form eines Nachbarschaftsnetzwerkes oder mit Beteiligung des Jugendamtes.

Die Diskussion und der Austausch sollen weitergeführt werden: u. a. über die Homepage [www.kirche-im-stadtteil.de](http://www.kirche-im-stadtteil.de).

Udo Thorn,  
Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste

# Die Angst kehrt zurück

## Abschiebehaft: Vor allem Jugendliche leiden

In ihrer Heimat wurden sie verfolgt, gedemütigt, misshandelt. In Deutschland wollten sie sich ein neues Leben aufbauen. Ohne Angst, ohne ständige Sorge. Doch ihr Fluchtgrund wurde nicht anerkannt. Und so finden sich die Flüchtlinge in der Abschiebehaft wieder. Ihre Angst ist wieder da – und mischt sich mit der Kritik an den Bedingungen dieser Haft. Auch der Flüchtlingsrat Berlin mahnt Besserungen an.

Die Situation im Berliner Abschiebungsgewahrsam in Grünau ist für den Flüchtlingsrat Berlin immer wieder Anlass, öffentlich Kritik zu üben und den Berliner Senat aufzufordern, die Situation zu verändern.

Dabei lehnt der Flüchtlingsrat die Abschiebehaft grundsätzlich als unverhältnismäßigen Eingriff in die Grundrechte der Betroffenen ab. Zumindest sollte aber gewährleistet werden, dass hinter den Mauern des Gewahrsams Bedingungen herrschen, die nicht die Menschenwürde antasten. Abschiebehaft müsse »normales Leben minus Freiheit« sein, hat

der ehemalige Direktor des Instituts für Menschenrechte, Percy MacLean, einmal gefordert. Im Berliner Abschiebungsgewahrsam aber gab es immer wieder Anlass zu Kritik. Ein Rückblick.

### Flüchtlingsrat kritisiert unerträgliche Zustände

Ein Hungerstreik und eine Kette von Suizidversuchen und Selbstverletzungen führte im Frühjahr 2003 endlich zu Veränderungen im Gewahrsam. So wurden die Trennscheiben im Besucherraum abgebaut und mit dem Abbau der Innengitter

in den Zellen (die das Öffnen der Fenster verhindern) begonnen. Dieser Abbau ist aber bis heute nicht abgeschlossen.

Unzureichend bleibt die medizinische Versorgung der Inhaftierten. Im Mai 2005 wurden bei einem algerischen Staatsbürger erst mit vierstündiger Verspätung ärztliche Maßnahmen eingeleitet, obwohl sich der Betroffene mit Hilfe weiterer Insassen mehrfach an die Beamten und an den Sanitäter gewandt hatte. Im Krankenhaus wurde ein Herzinfarkt diagnostiziert, zum Glück konnte das Leben des Mannes gerettet werden.

Der Algerier gehörte zu den 16 Hungerstreikenden, die sich im April diesen Jahres mit der Forderung nach Überprüfung der Haftzeiten und Begrenzung der Haftdauer Gehör verschaffen wollten. Der Hungerstreik wurde im Juni, etwa sechs Wochen später, beendet, nachdem einer der letzten Teilnehmer in das Haftkrankenhaus Moabit überführt werden musste.

In der Öffentlichkeit versuchten die Verantwortlichen in der Polizeiführung, die Bedeutung dieses Protestes herunterzuspielen. Dabei ignorierten sie, dass ein strukturelles Pro-



**Die Situation im Berliner Abschiebungsgewahrsam in Grünau ist für den Flüchtlingsrat immer wieder Anlass für heftige Kritik und Proteste.**

blem die Ursache für den wiederholten Protest ist: Die mangelnde rechtliche Vertretung der Insassen im Abschiebungsgewahrsam trägt zur Verunsicherung und zu psychischen Belastungen bei, die insbesondere bei Minderjährigen unerträglich werden können.

Denn es wurde zwar eine Hafthöchstdauer von drei Monaten und eine Regelung zur vorrangigen Unterbringung außerhalb des Gewahrsams eingeführt, aber immer wieder werden auch heute noch Minderjährige in Abschiebehaf genommen. Die Haft kann in ihrem Fall auch länger als drei Monate andauern, wenn von der Ausländerbehörde vorgebrachte Zweifel am angegebenen Alter noch durch medizinische Altersfeststellungen untermauert werden sollen. Dabei wird vor Eingriffen in die körperliche Unversehrtheit (Röntgen des Handwurzelknochens, Untersuchung der Zähne und des Körperbaus) nicht zurückgeschreckt.

Die im Abschiebungsgewahrsam tätigen Seelsorger sind oftmals die einzigen Ansprechpartner für die Jugendlichen. Sie haben ebenso wie die Erwachsenen – und im Unterschied zu Untersuchungshäftlingen – keinen Anspruch auf einen kostenlosen Rechtsbeistand. Die engagierten Anwälte, die trotzdem einmal pro Woche kostenlose Rechtsberatung in der Abschiebehaf anbieten, können dieses Defizit nicht kompensieren. So verbleiben die Betroffenen oft länger als sechs Monate (maximal sind 18 Monate möglich) im Abschiebungsgewahrsam.



**Allein mit der Angst vor der Rückkehr: Für die verzweifelten Flüchtlinge sind die Seelsorger oft die einzigen Ansprechpartner. Ein Rechtsbeistand wäre dringend nötig.**


**Rechtshilfefonds ist auf Spenden angewiesen**

Für eine qualifizierte rechtliche Vertretung der Inhaftierten spricht auch die Statistik: Etwa 40 Prozent der Inhaftierten werden nicht abgeschoben und wieder aus der Abschiebehaf entlassen. Das zeigt, dass haltbare Abschiebegründe längst nicht immer vorliegen ...

Bisher hat sich der Berliner Senat seiner Verantwortung für eine kostenlose rechtliche Vertretung jedoch entzogen und die Schaffung eines Rechtshilfefonds abgelehnt. Ein solcher wurde nun von nichtstaatlichen und kirchlichen Organisationen auf Initiative des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes gegründet. Zu den Mitbegründern gehört – neben

»Asyl in der Kirche« und dem Erzbischof Berlin – auch der Flüchtlingsrat Berlin.

Damit den Menschen hinter den Gefängnismauern wirksam geholfen werden kann, sind die Gründer des Rechtshilfefonds auf Spenden angewiesen.

 Bankverbindung:  
Jesuiten-Flüchtlingsdienst  
Spendenkonto:  
6000 40 1020  
Pax Bank, BLZ: 370 60 193  
Stichwort:  
»Rechtshilfefonds«

Jens-Uwe Thomas,  
Flüchtlingsrat Berlin

# Fordern und Fördern mit »Hartz IV«

## Erfahrungen von Betroffenen, Gemeinden und Initiativen

Seit Januar 2005 ist ein neues Zeitalter sozialstaatlicher Regelungen in Deutschland angebrochen. Seine Zauberformel lautet: Fordern und Fördern. Die Öffentlichkeit hat das so interpretiert, als sei bisher zuviel gefördert und zu wenig gefordert worden, und hat die »Hartz IV« genannte Reform teilweise enthusiastisch begrüßt. Anderen geht sie erklärtermaßen noch nicht weit genug. Wir wollen uns ein eigenes Bild machen.

Wir haben begonnen, unsere Freundinnen und Freunde in Kirchengemeinden, engagierten Gruppen, Initiativen und Einrichtungen zu befragen – und natürlich diejenigen, die von den neuen Regelungen betroffen sind. Wir möchten auch herausfinden, wie mit einer Reform umgegangen wird, die wir für eine große Herausforderung an christliche Sozialethik und Diakonische Praxis halten. Und wir möchten zu einem möglichst breiten Erfahrungsaustausch und zur Formulierung praktischer Konsequenzen beitragen. Nicht zuletzt versprechen wir uns davon eine engere Verbindung zu alten und neuen Freundinnen und Freunden in den Regionen. Davon lebt unsere Arbeit, unsere Existenz.

### Was »Hartz IV« von den Menschen fordert

Dagmar lebt mit ihrem Lebensgefährten und drei Kindern in Lage in Lippe. Sie ist seit vier Jahren arbeitslos, hat Sozialhilfe bezogen und erhält seit Januar »Arbeitslosengeld II«. Was hat sich für sie verändert? »Ich bekomme zwei Euro mehr im Monat. Davon muss ich aber jetzt alles Zusätzliche bezahlen.«

Ein Beispiel: »Letztes Jahr, als ich noch Sozialhilfe bekam, brauchte mein Sohn ein Fahrrad für den Schulweg. Ich habe einen langen Streit mit dem Sozialamt darüber gehabt, konnte mich am Ende aber durchsetzen.« Das Sozialamt bezahlte das Rad. Und jetzt? »Hartz IV schließt zusätzliche Leistungen grundsätzlich aus. Ich kann jetzt nicht mal mehr darum streiten. Soll ich jetzt woanders für ein Fahrrad, einen Külschrank oder für einen Wintermantel betteln gehen?« Soll sie nicht! Sie soll es von dem bezahlen, was ihre Familie bar bekommt. Dagmar erhält 322 Euro im Monat sowie 311 Euro zusammen für ihre drei Kinder. Dabei »kostet« jedes Kind etwa 150 Euro im Monat.

Für eine Mitarbeiterin des Diakonischen Werks im benachbarten Detmold ist Hartz IV ein »... großes Umerziehungsprogramm. Die Menschen sollen lernen anzusparen. Dafür fehlt aber die Kultur. Die Menschen sind damit überfordert.« Ist es »nur« eine Frage der »Kultur«? Für Roswitha Kaul vom Haus der Kirche in Detmold-Herberhausen steht fest: »Die eigentlichen Schwierigkeiten werden auftreten, wenn der Külschrank oder der Fernseher kaputt geht, wenn

Wintersachen gebraucht werden.«

Die Familien kurdischer und russlanddeutscher Herkunft, mit denen das Haus der Kirche im Stadtteil zusammenarbeitet, sehen zunächst nur, dass sie nicht weniger Geld als vorher haben. »Sie wurden offenbar nicht ausreichend darüber informiert, was alles wegfällt.« 150 Familien versorgt die »Tafel« in Herberhausen inzwischen regelmäßig mit Lebensmitteln. Seit Januar sind 30 Familien dazugekommen.

### Warm ist es nur in der Küche

Mit Hartz IV werden die Mietkosten übernommen, heißt es. Dagmar in Lage hat erfahren müssen, dass das nicht ganz richtig ist. »Kaum jemand weiß, dass 18 Prozent der Mietnebenkosten abgezogen werden. Die muss man selbst zahlen – und das bei laufend steigenden Kosten für Heizung und Strom!« Im letzten Winter hat sie regelmäßig nur ihre Küche geheizt. »Die Kinder leiden am meisten darunter.«

Aber Dagmar bleibt optimistisch. Ihr Lebensgefährte hat nach seiner Umschulung nun

eine Anstellung fast sicher. »Dann sind wir aus dem Größten raus«, hofft sie. Und Dagmar ist kämpferisch. In ihrer langen Zeit der Arbeitslosigkeit hat sie sich zur Expertin für ihre Rechte und im Umgang mit den Behörden herangebildet, »hauptsächlich übers Internet«. Dass sie sich erfolgreich einsetzen kann, hat sich herumgesprochen. Und so berät sie jetzt eine wachsende Zahl von Menschen aus ihrem Umfeld, bei den schwer verständlichen Fragebögen und Anträgen zum Beispiel. Kontakt zur Kirchengemeinde hat sie über die Konfirmation ihrer Tochter gefunden. Der Pfarrer hat sensibel nach der familiären Situation gefragt.

Ihre »kleinen« Erfolge haben ihr Mut gegeben, den sie auch an andere Betroffene weitergeben will. »Hier in Lage gibt es keine Beratungsstellen.« Wenn eine Kirchengemeinde sie dabei unterstützen wollte, würde dies sehr begrüßen.

An der Sozialhilfe wurde immer – und zurecht – kritisiert, dass sie die Menschen in eine entwürdigende Abhängigkeit bringe, in die Situation von Bittstellern bei Behörden um einen Schrank, einen Wintermantel, um die Gewährung einer Schulfreizeit für ihre Kinder und dergleichen. Die Reform verspricht, damit aufzuräumen. Sie fordert Eigenverantwortung. Aber statet sie die Menschen im Gegenzug mit der dringend benötigten materiellen Grundlage aus, auf der sich eine Kultur der Eigenverantwortung erst entwickeln kann? Entspricht eine solche Grundausrüstung nicht unserem christlichen Menschenbild? Dagmar hat ausgerechnet,

dass sie mindestens 20 Prozent mehr als die ihr gegenwärtig zugestandene Summe bräuchte, um allein die an anderer Stelle seit Januar entstandenen Defizite einigermaßen auszugleichen. Von einer Verbesserung ihrer Situation keine Rede.

#### Wie mit »Hartz IV« gefördert wird

Herr Habermann ist Leiter der Stadtmission und Geschäftsführer einer großen Behinderteneinrichtung, an der Peripherie von Halle gelegen. Er wie auch andere Träger von Programmen, die »Ein-Euro-Jobs« für Arbeitslose anbieten, möch-

ten »S.C.H.I.R.M.«, die hauptsächlich Programme im Jugendbereich durchführt, sieht das sehr kritisch. »Es ist eine Entwertung von Arbeit. Ich leiste etwas, bekomme aber nur ein Taschengeld.« Er hat beobachtet, dass die neuen Jobber auffallend zurückhaltend sind, was kollegiale Beziehungen im Betrieb angeht. »Zum Betriebsfest neulich sind sie gar nicht erst gekommen. Sie vermeiden offensichtlich, sich zu sehr auf Kolleg/innen einzulassen, weil sie wissen, dass sie nach einem halben Jahr wieder draußen sind.« Dennoch oder vielleicht gerade deshalb konzentriert sich SCHIRM darauf, »den Men-

**Ganz zu Recht wird die Reform daran gemessen, ob sie den Menschen, denen sie gelten soll, einen erkennbaren und nachvollziehbaren Gewinn an Zukunftsgewissheit, an Lebenssicherheit und an Freiheitschancen vermittelt.** Bischof Dr. Wolfgang Huber

te diesen Begriff lieber vermeiden. »Das sind keine »Jobs«. Denn die Menschen müssen davon nicht leben. Sie erhalten eine Grundversorgung plus Übernahme der Mietkosten. Wir sprechen von »zusätzlichen Arbeitsgelegenheiten«, das ist die offizielle Bezeichnung.«

Diese »Arbeitsgelegenheiten« sollen – neben einem schmalen Hinzuverdienst – in erster Linie bei der Wiedereingliederung von Arbeitslosen in den Arbeitsmarkt helfen, u. a. Qualifizierung bieten. Sie sind auf ein halbes Jahr befristet. Danach bestimmt das Gesetz eine mindestens einjährige Karenzzeit. Wie und was aber kann in diesem halben Jahr qualifiziert werden? Herr Ilse von der Organisa-

schen ein wenig ihre Ängste und Vorurteile vor einem betrieblichen Alltag zu nehmen.« SCHIRM bietet Biographiearbeit, Kennenlernen betrieblicher Strukturen und Mitbestimmungsmöglichkeiten für Arbeitnehmer an.

In der Hallenser Jugendwerkstatt, sie ist in kirchlicher Trägerschaft entstanden, können frühere Sekretärinnen ihr Computerwissen auffrischen, junge Leute an der Vorbereitung von Veranstaltungen mitmachen oder Fahrräder reparieren. Jutta Kießling vom Team der Jugendwerkstatt bleibt dennoch skeptisch. »Die Motivation der Teilnehmer ist im Vergleich zu früheren Programmen mit längeren Laufzeiten und

aufwändigerer Anleitung gesunken. Die Teilnehmer glauben weniger an eine Perspektive für sich.« Herr Ilse von SCHIRM sieht Probleme vor allem bei der Motivation junger Menschen.

Für Herrn Habermann steht in der Arbeit mit Behinderten die Motivation ganz oben. »Wir brauchen Mitarbeiter, die sich unseren behinderten Menschen zuwenden, sonst geht es nicht.« Seine Einrichtung hat sich im letzten Jahr an einem Pilot-Projekt zur Vorbereitung von »Hartz IV« beteiligt, das ausschließlich Freiwillige anspricht – mit guten Ergebnissen, wie er sagt. Jetzt wurden Sonderbedingungen vereinbart, die es ihm erlauben, unter denen, die

die bürokratischen Hürden. »Es sollte einfacher werden, dabei ist jetzt alles noch komplizierter. Jeden Bleistift muss ich einzeln abrechnen. Bei einer Dauer von sechs Monaten muss über jeden Teilnehmer nach drei Monaten ein erster Bericht geschrieben werden, wozu?« Herr Habermann bedauert, dass die Zeit, bis jemand anfangen kann, mindestens drei Monate beträgt, weil die Industrie- und Handelskammer jeden Einzelfall auf Konkurrenz zur Privatwirtschaft prüft.

Das alles mögen Anfangsschwierigkeiten sein. Gleichwohl dürften sie das Vertrauen derjenigen, um die es doch gehen soll, die Arbeitslosen, nicht fördern. Das Job-Center in Halle

re, die eine hohe Motivation und Disziplin mitbringen. Die Verfahren müssen vereinfacht werden, Träger brauchen mehr Gestaltungsfreiheit.

SCHIRM, Jugendwerkstatt und Stadtmission handeln ihrem Selbstverständnis nach an der Seite der Betroffenen. Gleichwohl sind sie einem verstärkten Anpassungsdruck wie auch wachsender Konkurrenz untereinander ausgesetzt. »Wir müssen um die Zuteilung von Programmen feilschen wie Autohändler«, sagt Herr Ilse. Das Job-Center bestimmt die Regeln. Wieweit sind diese Regeln beeinflussbar, abgesehen vom Verhandlungsgeschick im Einzelfall, wie von Herrn Habermann vorgeführt? Herr Ilse setzt auf eine Verbesserung des »Beschwerdemanagements« innerhalb des Aufsichtsrats des Job-Centers und auf Gespräche mit Parlamentariern. »Ich habe den Gärtner-Beruf gelernt. Da denkt man in Begriffen wie Entwickeln, Pflegen und Kultivieren.«

» Es gibt das Bibelwort: Du sollst das Recht des Armen nicht beugen. Und da sind wir als Christen ganz bei unserer Sache. Kirchenpräsident Helge Klassohn, Dessau «

das Hallenser Job-Center zuweist, auszuwählen. Das ist sonst nicht möglich. Außerdem kann er ein ganzes Jahr anbieten, ein wichtiger Anreiz. Qualifizierung bietet die Stadtmission nicht. »Wir bemühen uns aber darum, den Menschen das Gefühl zu vermitteln, dass sie zum Team gehören.«

Die junge Frau, mit der wir sprechen, sie hat früher als Verkäuferin gearbeitet, sagt, dass sie sich hier wohlfühlt. Sie arbeitet gern mit Menschen. »Vor allem bin ich froh, dass ich nach zwei Jahren mal wieder außer Haus komme. Was danach kommt, daran denke ich heute lieber nicht.«

Die Bedingungen, um Arbeitslose zu fördern, sind schlechter geworden. Jutta Kießling beklagt

ist für 37.000 Menschen zuständig. Im Zuge der Neuordnung zu Beginn des Jahres wurden die bisher zuständigen Behörden in einem einzigen Hochhaus konzentriert, das über zwei Fahrstühle verfügt. Alle Menschen drängen sich seitdem in diesem Gebäude. Es führte schon zu tumultartigen Szenen.

Es gibt Korrekturvorschläge. Die Menschen sollten für mindestens ein Jahr die Möglichkeit erhalten, in »Ein-Euro-Jobs« ihre Situation zu verbessern. Das würde ihre Integrationschancen erhöhen. Beratung und Zielorientierung seitens der Arbeitsvermittler müssten verbessert werden. Gefordert wäre ein differenziertes Programm für Menschen im Alter über 55 Jah-

Wir möchten auch von unseren Leser/innen und Lesern ihre Meinung zu »Hartz IV«, ihre Erfahrungen und Vorschläge erfahren. Schreiben Sie uns oder rufen Sie uns an: Tel. (0 30) 2 43 44 57 50 oder: [sturm.gossner@t-online.de](mailto:sturm.gossner@t-online.de). Geplant ist zudem ein Erfahrungsaustausch am 3.-4. Februar 2006 in Berlin.

Michael Sturm,  
Referent für Gesellschafts-  
bezogene Dienste

## Personen

### Berliner Pfarrer wird EMW-Direktor

Berlin/Hamburg. Neuer Direktor im Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW) ist Pfarrer Christoph Anders. Der 45-jährige wird Nachfolger von Pfarrer Herbert Meißner, der Ende Oktober in den Ruhestand geht. Christoph Anders, der u. a. in Brasilien studiert hat, ist seit 1999 Gemeindepfarrer in Berlin. Vorher arbeitete er beim Berliner Missionswerk als Theologischer Referent für den Arbeitsbereich Kuba/Lateinamerika und Ostasien. Sein Amt in Hamburg wird er zu Beginn des neuen Jahres antreten. Christoph Anders ist verheiratet und Vater von drei Kindern. Das EMW ist Dach- und Fachverband: Seine Mitglieder sind zwölf evangelische Missionswerke (darunter die Gossner Mission), sechs missionarische Verbände sowie fünf Freikirchen und die Evangelische Kirche in Deutschland.

### Neuer Superintendent für Lutheraner in Lippe

Lippe. Andreas Lange (40), seit 1992 Pfarrer in St. Nicolai in Lemgo, ist neuer Superintendent der Lutheraner in der Lippischen Landeskirche. Da in Lippe dieses Amt nebenamtlich ausgeübt wird, bleibt er weiterhin Pfarrer in St. Nicolai. Die




Lippische Landeskirche gehört zu den sieben evangelischen Landeskirchen, die die Gossner Mission unterstützen. Während in Lippe der Landessuperintendent Leiter des reformierten Teils der Landeskirche ist, vertritt der (einzige) lutherische Superintendent die rund 30.000 Lutheraner in Lippe.

### Aus Sambia und Indien nach Ostfriesland

Ostfriesland. Zwei junge Frauen, die der Gossner Mission eng verbunden sind, zieht es in diesem Jahr in die EvgL. Jugendbildungsstätte Asel/Ostfriesland. Am einjährigen Kurs »Leben in Asel« will zum dritten Mal ein Gast aus Sambia teilnehmen: Palmah Malupande, 20 Jahre alt, hat 2003 ihr Abitur gemacht und zwischenzeitlich in verschiedenen Vorschulen hospitiert. Nach ihrer Rückkehr nach Sambia möchte sie Jura studieren. Palmah ist gern bereit, in Gemeinden, Schulen und Gruppen aus ihrem Heimatland zu berichten.

Neben Palmah wird die junge Theologin Idan Topno aus Ranchi für 12 Monate nach Asel kommen, um ein umfangreiches Fortbildungsprogramm zu absolvieren. Sie folgt damit einer Einladung des ostfriesischen Freundeskreises der Gossner Mission und der Jugendbildungsstätte Asel.

 Anfragen für Besuche Palmah Malupandes oder Idan Topnos an die Gossner Mission: Tel. (0 30) 2 43 44 57 60 mail@gossner-mission.de

### Wir trauern um zwei Gossner-Freunde

Im Alter von 80 Jahren verstarb in Rathenow (Havelland) unser Freund, Bruder und Weggefährte Fritz Mewes, der der Gossner Mission seit 1962 eng verbunden war. U. a. war er langjähriger Vorsitzender des Laienkonventes der Gossner Mission in der DDR.

Am 18. Juni verstarb in Köln im Alter von 65 Jahren Pfarrer i. R. Helmut Friedrich. Gemeinsam mit seiner Frau Georgia war Pfarrer Friedrich von 1994 bis 1997 für die Gossner Mission in Nepal im Rahmen der UMN-Projekte tätig.

## Aus den Gemeinden

### Großes Lob vom Bischof

Lippe. »Ihr habt das Licht des Evangeliums weitergetragen«: Mit diesen Worten gratulierte Bischof Nelson Lakra aus Assam den Mädchen und Jungen der Grundschule Lage-Ehrentrup zu ihrem Preis »Kirche und Schule«. Zu Beginn des Jahres waren acht kleine Sternsinger/innen durch alle Schulklassen gezogen und hatten um Spenden für die Partnerschule in Assam (Indien) gebeten. Der Anstoß für diese ungewöhnliche Partnerschaft über Tausende Kilometer hinweg war vom Lippischen Freundeskreis der Gossner Mission gekommen. Seit dem vergangenen Jahr tauschen nun Kinder zwischen Lippe und Assam Briefe, Bilder und E-Mails aus. Auch der Erlös der ökumenischen

Sternsingeraktion kam den Kindern in Indien zugute – ebenso wie nun das Preisgeld von 250 Euro, das Pfarrer Günter Puzberg im Auftrag der Lippischen Landeskirche gemeinsam mit



einer Urkunde den stolzen Ehrentruher Grundschulern überreichte. Mit den Kindern freuten sich die Vertreter der kath. und der evang. Gemeinde (Gossner-Kurator Pfr. Jörg-Stefan Tiesen) sowie der Direktor der Gossner Mission, Tobias Treseler.

### Tief beeindruckt von Erlebnissen in Sambia

Bochum. Vier Jahre lang war sie mit ihrem Mann für die Gossner Mission in Sambia, im Mai brach sie mit einer Reisegruppe ihrer Gemeinde wieder dorthin auf: Gossner-Kuratorin Hauke Maria Rodtmann. »Ganz langsam entstand der Wunsch, noch einmal zurückzukehren, noch einmal die Menschen zu sehen, denen ich nahegekommen war, noch einmal durch das Projektgebiet Naluyanda zu fahren«, erzählt sie. Zudem war es ihr Ziel, die bereits bestehenden Verbindungen der Gemeinde Bochum-Stiepel nach Sambia zu vertiefen. So lernte die achtköpfige Gemeindeguppe unter Leitung von Hauke Maria Rodtmann das

Gossner-Grundstück in Lusaka kennen und besuchte das Projekt in Naluyanda. Besonders die Frauen- und Kindergartenarbeit hinterließen tiefe Eindrücke bei den Gästen. Natürlich ging es auch ins Gwembetal, zu den Nationalparks und zu den Victoria-Fällen. Und die Stiepeler sind sich sicher: Sie wollen den Weg, den sie mit der Sambia-Partnerschaft eingeschlagen haben, weiter gehen.

### Freundeskreis trifft sich im September

Ostfriesland. Zu seiner Herbstsitzung kommt der Freundeskreis Ostfriesland der Gossner Mission am Freitag, 16. September, um 16 Uhr im Gemeindehaus der Friedenskirchengemeinde in Wiesmoor zusammen. Themen werden u. a. die Frage des Vorsitzes, die Gemeindebesuche von Ursula Hecker im April sowie die Arbeit der Gossner Mission im Jahr 2005 sein.

### Schuhe geputzt und gewienert

Lippe. Da hatten sie sich aber etwas ganz Besonderes einfallen lassen, die Mädchen und Jungen aus der Grundschule Bad



Salzuflen-Lockhausen: Beim Schulfest starteten sie eine Schuhputzaktion, bei der rund 120 Euro an Spenden für Gossner-Projekte in Indien zusammenkamen. Die Idee hatten die Schüler entwickelt, nachdem im vergangenen Jahr indische Besucher in der Schule zu Gast waren, die von den harten und unwürdigen Lebensbedingungen der Kinder in Indien erzählten. So griffen die Mädchen und Jungen nun für den guten Zweck selbst zum Putzlappen – und wienerten und scheuerten, was das Zeug hielt.


### An Missionarsarbeit auf Neu Guinea erinnert

Luckenwalde/Sitzenroda. Lange Zeit waren sie in ihrer deutschen Heimat ein wenig in Vergessenheit geraten, die beiden Gossner-Missionare Carl Wilhelm Ottow und Johann Gottlob Geißler, die vor 150 Jahren vor der Küste Neu Guineas landeten und sich damit als erste Missionare unter die Papua-Völker wagten. Im Jubiläumsjahr aber hat die Stadt Luckenwalde (Brandenburg) ihrem Sohn Carl Wilhelm Ottow eine Gedenktafel gewidmet und seiner drei Tage lang mit verschiedenen Feierlichkeiten gedacht. Im Kirchenkreis Torgau, wo Johann Geißler zu Hause war, fand im Juni in Sitzenroda ein Missionsfest statt, bei dem an das Wirken des Missionars erinnert wurde. Gossner-Kurator Klaus Roeber nutzte aber auch die Gelegenheit, die aktuellen Arbeitsbereiche der Gossner Mission in der Gemeinde vorzustellen.

## Neue Bücher

### Neue Publikation zur Gossner Mission Ost

Zu Beginn des Jahres wurde feierlich der Gründung der Gossner Mission in der DDR vor 50 Jahren gedacht. Die Rede-Beiträge der Tagung liegen nun in schriftlicher Form vor und werden von der Gossner Mission gesammelt als Dokumentation herausgegeben. Wer Interesse an dieser Dokumentation hat, kann sich in der Dienststelle melden.


 Anfragen unter Tel. (0 30) 2 43 44 57 50 oder mail@gossner-mission.de



### Über Leben und Leiden der Adivasis

Ein neues Buch über die Situation und die Geschichte der Adivasis, der Ureinwohner Indiens, hat das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW) jetzt herausgebracht. Die Adivasis werden in Indien zu den »Stammesvölkern« gerechnet, denen besondere Schutz- und Fördermaßnahmen gelten. Aber die Wirklichkeit sieht anders aus: Ganze Gemeinschaften sind aus ihren Gebieten verdrängt wor-


den. Immer mehr Adivasis leben deshalb verarmt in den Städten. Ihre Diskriminierung, Unterdrückung und Ausbeutung begann nicht erst mit der Eroberung des Landes durch die Europäer, sondern bereits mehr als zweitausend Jahre früher mit dem Auftreten der dominanten brahmanisch-hinduistischen Kultur. Dieses Buch gibt einen Einblick in die Lebenswirklichkeit der Ureinwohner und dokumentiert zugleich den Kampf für ihre Rechte. Außerdem wird die religiöse Vorstellung der Adivasis und ihre Begegnung mit dem Christentum beschrieben. Zu den Autoren gehören international bekannte Repräsentanten der Adivasis, ebenso wie Gossner-Kurator Dr. Klaus Roeber.

 EMW (Hrsg.): Adivasis - Indigene Völker in Indien. (Weltmission heute, Nr. 58). Bezug kostenlos übers EMW: Tel. (0 40) 25 45 61 48.

### Mädchenhandel drastisch geschildert

Menschenhandel. Ein Thema, das uns gerade in heutigen Zeiten besonders bewegt. Dieses Buch eines langjährigen Indien- und Nepalreisenden widmet sich dem viel zu wenig bekannten Ausmaß des Handels von nepalesischen Mädchen nach Indien. Der Autor lässt eine Betroffene detailliert, sehr drastisch und daher auch sehr eindrucksvoll ihren grauenvollen Lebensweg schildern, der stellvertretend für Abertausende von ähnlichen Schicksalen steht. Ergänzt wird ihre Schilderung durch Exkurse zu Themen wie Kinderar-

beit, Mädchenhandel, Stellung der Frau. Zahlreiche Mädchen erliegen in Nepal auch heute noch den verlockenden Offerten gut bezahlter Arbeit und rosiger Zukunft in den großen Städten Indiens. Schlepperbanden haben vor allem in den entlegenen Bergregionen leichtes Spiel. Die Dörfer sind reich an Tradition und arm an Perspektiven, die Menschen gutgläubig und auf jede Rupie angewiesen.

 Harald Hetzel: Die verkauften Töchter Nepals. 12 Euro.

## Impressum

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.

**Redaktion:**

Jutta Klimmt

**Layout:**

Jutta Klimmt, Henrik Weinhold

**Satz:**

Henrik Weinhold

www.webundprint.com

**Gesamtherstellung:**

Digital Media Production, 12435 Berlin

**Herausgeber:**

Gossner Mission

Georgenkirchstr. 69-70

10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50

Fax: (0 30) 2 43 44 57 52

e-mail: mail@gossner-mission.de

Internet: www.gossner-mission.de

**Bankverbindung:**

EDG Kiel (Filiale Berlin)

BLZ 100 602 37, Konto 139 300

**Fotos:**

Anette Brüggemann (Seite 30 oben)

Dieter Hecker (Seite 8)

Jesuit Refugee Service – Europe

(Seite 24-25)

Jutta Klimmt (Seite 1, 5, 12, 18-23, 32)

Dietrich Lipinski (Seite 17)

Friederike Schulze (Seite 14-15),

Henrik Weinhold (Seite 31)

und Archiv der Gossner Mission

A 4990 F  
Gossner Mission  
Georgenkirchstr. 69-70  
10249 Berlin



# Projekt

## Die Wunden des Krieges heilen

Der Bürgerkrieg in Nepal hat mehr als 13.000 Menschenleben gekostet und die Existenzgrundlagen vieler Hunderttausender vernichtet oder eingeschränkt. Nur durch Versöhnung und Verhandlungen kann der Konflikt friedlich gelöst werden. Das Trauma des Krieges aber hinterlässt Wunden in den Gemeinschaften der Dörfer und reicht hinein in fast alle Familien.

Eine Initiative des Nationalen Christenrates in Nepal hat ein Programm begonnen, das Gemeindeleiter für die Friedens- und Versöhnungsarbeit ausbildet, um direkt vor Ort die Heilung des Zusammenlebens fördern zu können. Gleichzeitig organisiert der Rat einen inter-

religiösen Dialog, um der Forderung nach Frieden und Versöhnung im Lande nachdrücklich Gehör zu verschaffen. Die Gossner Mission will dieses Programm mit 15.000 Euro jährlich unterstützen.

**Wir bitten Sie: Tragen Sie diese Schritte zum Frieden in Nepal mit. Mit Ihrer Fürbitte und Ihren Gaben.**

### **Spendenkonto:**

Gossner Mission  
EDG Kiel (Filiale Berlin), BLZ 100 602 37,  
Konto 139 300

**Kenntwort:** Friedensarbeit Nepal